1.

Heinrich,

oder

„Der Mensch denkt's und Gott lenkt's."

Eine

Geschichte aus neuerer Zeit

für die

reifere Jugend und die gebildete ältere Lesewelt

von

L. Heimann.

Mit einem Vorworte

von

Theophilus Nelk.

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1848.
v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.

260 B. 2.

Heinrich,

oder

„Der Mensch denkt's und Gott lenkt's."

Eine

Geschichte aus neuerer Zeit

für die

reifere Jugend und die gesammte edlere Lesewelt.

Von

L. Hörmann.

Mit einem Vorworte

von

Theophilus Nelk.

Mit einem Stahlstiche.

Augsburg, 1848.

v. Jenisch & Stage'sche Buchhandlung.

260. B. 2.

Seiner Hochwürden Hochwohlgeboren

Titl. Herrn

Franz Xaver Bronnenmayr,

Bischöfl. geistlichen Rathe und Stadtpfarrer bei St. Maximilian in Augsburg

gewidmet

aus innigster Hochachtung und Verehrung

von

L. Hörmann

Priester der Diözese Augsburg.

Vorwort.

Mit Schüchternheit übergibt der Verfasser diesen biographischen Versuch dem verehrten Leser.

Nicht Großes und Ausgezeichnetes konnte und wollte er leisten; sondern er war bestrebt an den Faden einer, den gewöhnlichen Lebenspfaden nicht fremden Erzählung, Lehren und Grundsätze erprobter Weisheit zu knüpfen und so nach der Anleitung zweier, in gleichem Grade der Kunst und des menschlichen Herzens kundiger Männer zu nützen und zu unterhalten, zu belehren und zu erbauen *).

*) Prodesse et delectare — nach Horaz.
Docere, delectare, movere — nach Quintilian.

Wird dieser Zweck auch nur zum Theile erreicht werden, so ist wohl zufrieden und fühlt sich reich belohnt

Pfronten, im Allgäu, am allgemeinen Kirchweihfeste 1847.

der Verfasser

L. Hörmann.

Vorwort.

Die Erzählung „Heinrich" empfiehlt sich selbst und bedarf meiner Empfehlung wohl nicht. Vorzüglich nützlich ist gegenwärtige Erzählung reisenden Handwerkern. Glücklich sind sie, wenn sie die Winke, die hier gegeben werden, befolgen.

Staufen bei Immenstadt an der Iller,
den 24. Februar 1847.

Theophilus Nelk.

Erstes Kapitel.

Heinrichs Abstammung.

„Die wahre Erziehung will einen gesunden Leib, eine gesunde Seele und einen guten Geist; sie will einen Arbeiter, der Beter ist, und einen Beter, welcher arbeitet; einen Denker mit Gemüth und einen Herzensmenschen mit Verstand; einen Menschen der überall auf der Erde recht steht, und überall in den Himmel hineinsieht.“

(Schles. Kirchenblatt.)

Im Eckhause einer der kleinern Gassen einer Stadt des ehemaligen römischen Reiches, deutscher Nation, nördlicher Richtung, lebten nach ächt deutsch und gut christlichem Schlage:

Conrad Rechtlieb und seine Ehefrau, Dorothea. Die wackern Leutchen gehörten dem Bürgerstande an, waren nicht arm, ohne gerade reich zu sein und verdienten durch ziemlich glücklichen Betrieb eines kleinen Handelsgeschäftes zur Genüge,

was ihre bescheidene und einfache Lebensart brauchte. Mit einander trugen sie, in herzlicher Lieb' und Treue des Lebens Last und Lust, Freud und Leid und galten allenthalben als ehrliche und rechtschaffene Menschen. Sie wurden geachtet und geliebt.

Bereits waren es etliche Jahre, seit der heilige Segen der Kirche den im Himmel geschlossenen Bund ihrer friedlichen und züchtigen Ehe befestigt hatte, als die gute Dorothea eines Söhnchens genaß, zu ihrer und des Vaters Conrad großer Freude. Derselbe erhielt nach dem Tage seiner Geburt den Namen: Heinrich. —

Nun hatte das fromme Paar noch so viel Arbeit und Sorge; aber auch noch so viel Freude. Sie dankten Gott sehr für dieses liebwerthe Geschenk seiner Gnade und nahmen sich ernstlich vor, den Knaben recht wohl, zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Menschen zu erziehen — und sie thaten es.

Nachdem die Mutter nach altem Brauche am ersten Kirchengange nach den Tagen ihrer Wochen sich und den Knaben Gott dargestellt hatte: begann sie mit Freude und Liebe das Werk seiner Ernährung und Erziehung, das in dieser Zeit Gott und die

Natur vorzugsweise in die Hand und an das Herz der Mutter gelegt hat.

Heil dem Kinde, das eine leiblich gesunde, geistig verständige, herzlich fromme Mutter hat! —

Nachdem der Knabe den Fesseln der Wiege sich entwunden hatte, wuchs er zusehends heran, — zur Freude seiner Eltern und Bekannten; und bald entwickelte sich auch sein Geist zu stets lieblicherer Blüthe. Immer mehr und mehr erprobte sich der fromme Wunsch des, bei Heinrichs Taufe, vom Herrn Pfarrer des Ortes dem beglückten Vater Conrad in ein Buch geschriebenen Liedes:

„Geweiht zum Christenthume
Ist dieses Kind und Gott geweiht;
Erzieh es Dir zum Ruhme
O Vater der Barmherzigkeit!
Verlängert Deine Liebe
Sein Leben, so verleih
Durch Deines Geistes Triebe,
Daß es Dir immer treu,
Den hohen Werth der Tugend
Empfinden mög' und gern
Die Tage seiner Jugend
Schon weihe, Dir, dem Herrn!"

Zweites Kapitel.

Heinrichs Erziehung.

Frage: „Was macht den Menschen zum guten Menschen?
Antwort: Eine gute Erziehung!“
(Basedow.)

Heinrich wurde von seinen Eltern ebenso verständig als glücklich erzogen. Sie liebten ihn; aber nicht mit einer solchen blinden und thörichten Liebe, die dem Kinde alle Fehler hingehen läßt und eher Haß als Liebe genannt werden soll; sondern mit jener schönen Liebe, die das leibliche und geistige Wohl des Kindes treu und fleißig besorgt.

Sie waren bedacht, daß Speise, Trank, Kleidung 2c. dem lieben Knaben angemessen sei; hielten ihn stets frisch und reinlich, verhüteten alle schädlichen Genüsse leckerhafter Speisen, gewöhnten den Knaben frühe an Ordnung und bescheidenes Maaß im Essen und Trinken; sie hielten ihn an zur Regelmäßigkeit der Schlafzeit, zu fleißiger Bewegung und dgl.

Gern opferte die Mutter manch guten Theil der Nacht, damit doch ja das Kind, dessen Pflege sie nicht nur als Pflicht, sondern auch als Vergnügen betrachtete, damit ja ihr lieber Heinrich wohl besorgt sei.

Conrad war so klug, Mißbräuche in der Kinderzucht, die bei seinen Vettern, Basen, Nachbarn und Bekannten fest eingebürgert waren, zu merken und nicht nachzuahmen. Er hielt sich da an das gesunde Urtheil verständiger, frommer Personen und was er für das Beste und Gescheideste erkannt hatte, das that er, gleichviel ob es alt war oder neu. Zudem hielt er sich stets in den Grenzen seines Standes und Vermögens.

Und Dorothea seine edle Gattin half ihm treu; was und wie er wollte, wollte sie auch; sie war nicht nur seine Gattin, sondern, was leider nicht alle Ehefrauen sind, seine beste, ächteste, treueste Freundin. Nie stritten sie sich vor dem Kinde. Zank und Hader hatten sie ohnedies nie unter sich aufkommen lassen. War ein Theil anderer Ansicht, so besprachen sie sich mit Liebe darüber und nicht Eigensinn oder Gewalt; sondern das bessere Urtheil erhielt Recht.

Man hört oft fragen: „Ist die Erziehung der Kinder eine Kunst?" und ich antworte: Ja und Nein zugleich. — Wenn Eltern, Verstand, Religion und Liebe haben: dann ists für sie keine Kunst, sondern eine leichte und angenehme Sache, die Kinder, denen sie ja nach Gott das Leben gegeben haben, für dieses Leben tauglich und des ewigen Heiles würdig zu machen. Und das ist ja auch die Summa aller Erziehung:

„Machet, ihr Eltern! eure Kinder zu guten Menschen und wahren Christen!"

Für Eltern aber, welche weder gesunden Verstand noch Religion und Liebe haben, ist es allerdings außerordentlich schwer, aus ihren Kindern zu machen, was sie selbst nicht sind — gute Menschen, wahre Christen.

Einfach und ächt waren übrigens die Regeln, auf die Conrad recht viel Werth legte. — Er hatte sie in einer Predigt gehört und sie sich in sein Lese- und Betbuch geschrieben. Des allgemeinen Nutzens wegen, sollen sie hier ein Stelle finden; denn sie sind ein glücklicher Auszug aller Grundsätze der Erziehung:

„Die 10 Gebote einer weisen Erziehung.“

Liebe Eltern!

I. Setzet euer Vertrauen auf Gott; — Gottes Gnade und eure Mitwirkung gehören zusammen. Das Gebet sei die Weihe aller eurer Sorgen und Mühen.

II. Vergesset nie, welch schwere Verantwortung ihr vor Gott in Hinsicht auf die Erziehung eurer Kinder einst werdet ablegen müssen. Seid gewissenhaft und eifrig!

III. Suchet durch gute Worte und Lehren eure Kinder recht zu erziehen; aber prediget nicht zu viel und stets nur am rechten Orte und zur rechten Zeit. Schmähen und Schimpfen, Zorn und Wuth schaden immer und nützen nie. Seid ernsthaft, aber mit Liebe.

IV. Zum Wort setzet das Beispiel. Gute Worte und gute Beispiele sind die zwei Hände aller Kinderzucht. Eure Kinder sollen nie etwas Böses an Euch sehen, von Euch hören! Das Aergerniß der Eltern ist das schrecklichste!

V. Helfet zusammen im Verbieten und Erlauben, Lohnen und Strafen. Umsonst ist sonst all

eure Mühe, wenn Eines nicht thut wie das Andere. Beobachtet eure Kinder, ohne euren Blick verhaßt zu machen, belohnt das Gute ohne sie stolz zu machen, bestrafet sie, um sie besser zu machen. — Behandelt aber Alle gleich; machet keinen Unterschied zwischen euren Kindern.

VI. Früh bieget den Baum: frühzeitig gewöhnet sie zum Beten, Lernen, Folgen; was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nicht mehr; wenn ihr das 6jährige Kind nicht zum Gehorchen bringet, werdet ihr das 16jährige dazu bringen? Ewig nicht. — Zeit versäumt — Alles versäumt!

VII. Haltet eure Kinder standhaft fern von solchen Menschen, Orten, Gesellschaften, Unterhaltungen, deren Genuß sie verderbt und verschlechtert. Sehet die Früchte an Andern und werdet klug aus fremden Schaden!

Theater, Wirthshaus, Spiel und Tanz hat schon Viele verdorben — wen aber gut gemacht?!

VIII. Machet, daß eure Kinder gute Christen werden, und sie werden fromm, fleißig, arbeitsam, geschickt und nützlich werden.

IX. Machet, daß eure Kinder Euch das größte

Zutrauen schenken, daß sie nicht mit Fremden, dessen unwürdigen Menschen, sondern vor Allem mit Euch alle Anliegen und Pläne ihres Herzens und Lebens besprechen. Seid nicht blos Erzieher und Ernährer, seid auch wahre Freunde eurer Söhne und Töchter.

X. Ersetzt selbst durch eigene Klugheit und Liebe was in diesen Geboten nicht besagt ist.

Vater Conrad hatte sich aber diese Grundsätze der Erziehung nicht blos gemerkt; sondern er hat sie auch beobachtet. Mancher hochstudirte Erzieher kam nicht so gut zum Ziele, wie dieser schlichte Bürgersmann. Heinrich machte ihm aber täglich mehr Freude. Ein Wort, ja ein Wink seiner Eltern genügte, ihn im Gehorsam zu erhalten. — Das Gebet betrachtete der liebliche Knabe nicht als Pein und Strafe; es wurde ihm auch nie zur Strafe aufgegeben; sondern seine betliebenden Eltern legten ihm das Gebet ans Herz als süße Pflicht, als nothwendiges Mittel zum Heile, als wahres Glück des Menschen, mit Gott reden zu dürfen.

„Kind," sprach die Mutter oft! „Wie gut ist es, daß du, so klein und arm du auch bist, doch mit

dem höchsten und vornehmsten Herrn mit Gott, recht traulich reden kannst im Gebete. Sieh, wie du mit Vater und Mutter reden kannst, so und noch lieblicher soll es dir sein zu reden, mit dem lieben Vater im Himmel, der dich erschaffen hat, und mit deinem lieben Heilande Jesus Christus, der dich erlöset und durch den heiligen Geist geheiliget hat, und der die Kinder gar gerne hat, gern ihre Bitte erhört und sie reichlich segnet. O Kind, wer gern und gut betet, den hat Gott lieb, und „wer recht zu beten weiß, der weiß auch recht zu leben."

Wenn Heinrich gleich solche Belehrung nicht immer ganz begriff; manches verstand und behielt er doch, und gerade die ersten mütterlichen Anweisungen zum Gebete waren es, die ihm sein Lebenlang unvergeßlich blieben.

Kinder müssen aber zu allem Guten nicht blos ermuntert, sondern dazu angewöhnet werden. Conrad und Dorothea versäumten daher nie an den bekannten Zeiten des Tages nach katholischen Brauche zu beten; und Heinrich durfte dabei nicht fehlen.

Er betete mit ihnen, und es that überaus wohl, den holden Knaben beten zu sehen. Wie er seine

blauen Augen auf das in der Ecke des Zimmers auf einem kleinen Hausaltärchen stehende Bild des Erlösers richtete! Wie er Hand und Herz zum Himmel erhob! Wie er die heiligen Worte des Gebetes so schön — so deutlich — so erbaulich sprach! — Auch vor und nach dem Tische wurde gebetet; denn diese Familie war noch nicht zu der Ansicht gekommen, daß es Beweis von Bildung sei, ohne Gebet zu Tisch zu sitzen und vom Tische aufzustehen; sie meinten vielmehr: Solch ein Benehmen sei schmählich, undankbar, sei ein Zeichen eines an Relilgion und Gottesfurcht armen Herzens; und sie hatten Recht. — Vater Conrad sagte oft: Wer nicht betet nnd nicht arbeitet, soll auch nicht essen!

Mit einer also wohlgeordneten Andacht zu Hause, die an Sonn- und Feiertagen durch Vorlesung aus einem erbaulichen Buche, meistens aus dem Neuen Testamente oder Goffine's Unterrichtsbuch etwas verlängert wurde, verbanden diese guten Leute stets frommen und fleißigen Besuch des Gottesdienstes in ihrer Pfarrkirche. Diesen Gott besonders geweihten Ort betrachteten sie als ein kostbares Haus der Andacht, des Segens und der Gnade, als einen Vor-

tempel der himmlischen Heimath. Auch in Stunden der Trübsal kamen sie hieher, Gott um Trost, Rath und Hilfe bittend, und sie sind nie umsonst gekommen.

Ihr Wort und Beispiel gewöhnte auch ihren Sohn Heinrich zu gleicher Tugend und er hat sie nie mehr verloren.

Wie nun zum Gebete und zur Andacht, so wurde Heinrich auch zum Gehorsame und zur Arbeit angewöhnt. Nie durfte er widersprechen; nie gaben ihm die Eltern nach — er mußte nachgeben, da half weder Schreien noch Weinen. Lügen durfte er nie; hatte er gefehlt, so konnte aufrichtiges Bekenntniß ihm die Strafe mildern; Lügen verschärfte sie. — Nie durfte er müßiggehen, konnte er nicht eine kleine Arbeit für das Haus der Mutter leisten, so durfte er spielen; müßiggehen aber nie — und mit Recht.

Drittes Kapitel.

Die Schule.

„Wer Etwas weiß und kann,
Trägt niemals schwer daran.“
Altes Sprüchw.

Heinrich erreichte nun das 6. Jahr und kam in die Schule. Vater und Mutter kannten den Nutzen und die Nothwendigkeit der Schule; sie hatten daher in dem Knaben schon frühe die Lust und Liebe zum Schulbesuche geweckt. Mit gespannter Erwartung sah Heinrich dem Tage entgegen an dem er, mit Nachbars Fritz, dem Genossen seiner kindlichen Spiele und Freuden, in die Schule kommen sollte. — Heinrich kam auch nicht so ganz unwissend in die Schule. Die Anfangsgründe unserer heiligen Religion hatte Heinrich bereits aus dem Munde seiner frommen Mutter gelernt. Manchen Abend hatte sie, den Kleinen belehrend, zugebracht. Der Knabe konnte bereits das Gebet aller Gebete, das heil. Vater Unser, die 10 Gebote, die 12 Artikel unsers

Glaubens und so manchen religiösen Reimspruch mit Anstand hersagen. Die heil. Bilder in Kirche und Haus hatten ihm um so mehr Lehren beigebracht, je neugieriger er seine Eltern nach deren Sinn und Bedeutung befragt hatte. — Die Geschichte der Kindheit und Jugend Jesu hatten kleine Holzfiguren auf einem Schranke der heimathlichen Wohnstube ihm unvergeßlich gemacht.

Heinrich kam also in die Schule und besuchte sie fleißig; er war die lautere Folgsamkeit gegen seinen Herrn Lehrer, verträglich gegen seine Mitschüler, in der Kirche und zu Hause ein schönes Beispiel für andere Kinder.

Sicher hätte Heinrich schon im ersten Jahre seiner Schulzeit den ersten Platz errungen; allein eine inzwischen eingetretene Krankheit verhinderte den guten Knaben, zu diesem schönen Ziele zu gelangen. In den folgenden Jahren aber errang Heinrich vor allen seinen Mitschülern den Vorrang im Fleiße, Fortgange und Betragen. Er war eine wahre Freude für alle guten Menschen, die nur wünschten, daß er so bleibe — so fromm, so fleißig, freundlich und folgsam. Von der Schule heimkehrend war das

Lernen wieder seine erste Beschäftigung und es war ihm eine Lust zu lesen, zu schreiben, zu rechnen und seine Aufgaben zu machen. Ungemahnt that er stets, was der Lehrer befohlen.

Wurde es ihm erlaubt nach geschehener Arbeit etwas Lustiges und Angenehmes zu treiben, so griff er mit beiden Händen nach einem Bilderbuche, das seine Pathe ihm geschenkt hatte, und besah sich da die verschiedenen Gegenstände der Handwerke und Künste.

Er wurde nicht satt zu sehen und zu betrachten; besonders aber gefiel ihm das Drechslergeschäft, so, daß er nicht ruhte, bis er mit Vaters Hilfe, eine kleine Drehbank sich gebaut hatte, um da allerlei nützliche Dinge oder Spielsachen selbst zu fertigen. — Mit bösen Buben auf der Gasse und auf dem Felde herumzuziehen, wurde ihm nie erlaubt und Heinrich konnte das leicht entbehren. Drehend, singend, lesend, spielend war es ihm und seinem kleinen Freunde recht wohl.

Als nun aber Heinrich einmal auf die Christnacht mit einem kleinen Guckkasten, Fritz aber mit bleiernen Soldaten beschenkt worden waren: da stieg

der Jubel ihrer kindlichen Gemüther auf's Höchste. Vater und Mutter erfreuten sich sehr an dem heitern Anblick der muntern Jugend und mischten sich bisweilen sogar selbst in ihre Spiele.

Es bewahrheitete sich das bekannte Wort:

O selig, o selig ein Kind noch zu sein!

Es geschieht nicht selten, daß, je größer manche Kinder werden, desto größer werden die Sorgen und Leiden, die sie, die Undankbaren, ihren Eltern bereiten. Nicht so ging es bei Heinrich. Er wuchs, und mit seinem Wachsthume mehrten sich die Freuden, steigerten und erfüllten sich die schönen Hoffnungen, minderten sich die Sorgen seiner Eltern — den schönen, harmlosen, aufrichtigen und geraden den bescheidenen und gehorsamen kindlichen Sinn — ihn behielt Heinrich auch fernerhin durch sein ganzes Leben.

Viertes Kapitel.

Heinrich als Student.

Nun kam Heinrich mit Lob und Preisen aus der Schule. Er war 12 Jahre alt und nahm den Beifall aller seiner Lehrer mit sich. — Sein Pathe, Herr Pfarrer Heinrich Seelenfreund, für den Knaben vorzüglich eingenommen, ließ nun aber den Eltern keine Ruhe, bis sie ihr Wort gaben, daß der talentvolle, fleißige und brave Knabe zum Studiren zugelassen werde; und er drang durch. Vater Conrad überlegte die Sache reiflich, das Mütterchen war ohnehin dafür eingenommen — und es gelang. Ich sagte: dieser Schritt geschah mit Ueberlegung und mit Recht; denn er war ein wichtiger.

Conrad dachte nicht wie mancher eben nicht sehr aufgeklärte Vater: „Mein Bub ist leiblich oder geistig — oder beiderseits schwach, taugt sonst zu Nichts, — also muß er studiren. — Er wußte den Stand

der Gelehrten zu schätzen, wußte wie weit und steil der Weg zu einem solchen sei; dachte nicht schon seinen Sohn als geistlichen Herrn, damit er gleich Vater und Mutter ernähre, und Letztere dann in Ruhe und Gemächlichkeit die Früchte seiner Pfründe genießen könnten. Er betete nicht im Stillen: „Der für uns geistlich werden wird ꝛc.;" nein — er ließ Gott und der Wahl seines Sohnes seine künftige Bestimmung über, und wünschte und betete mit seiner theuren Lebensgefährtin nur um dies: daß er ein wackerer, braver Mann werde, thätig zur Ehre Gottes und zum Heile der Menschen.

In Heinrichs Vaterstadt bestand damals, eine Stiftung der preiswürdigen Gesellschaft Jesu, ein Gymnasium. In dies trat Heinrich und fand sich bald in Allem zurecht. Die monatlichen Erkundigungen, die seine Eltern wie ehemals in der deutschen Schule, so auch hier einzogen, waren stets sehr erfreulicher Art. Heinrich lernte gut, folgte gerne, war voll Ehrfurcht und liebreicher Anhänglichkeit gegen seine Herren Lehrer und beliebt bei seinen Mitschülern, deren besserer Theil ihm recht geneigt war. — Die Trägen und Schlimmen führten zwar eine andere

Sprache, nannten ihn Schmeichler und Wohldiener; aber mit Unrecht. Nicht Schmeichelei und sogenanntes Wohldienen, dessen Heinrich sich geschämt hätte, sondern sein liebenswürdiges Betragen gewann ihm diese Gunst. Der musterhafte Student hatte es daher auch verdient, daß Eltern und Lehrer bestrebt waren, ihm bisweilen eine Freude zu machen. Diese bestand in einem Spaziergange, dem Geschenke eines angenehmen und nützlichen Buches, ꝛc.

Heinrich las nämlich in Nebenstunden, unter Anleitung seines Herrn Professors, Schriften aus dem Gebiete der Biographien, der Welt- Menschen- und Natur-Geschichte, las Dichter und Reisebeschreibungen nebst Verschiedenem aus dem Fache religiös-moralischer Literatur.

Sein Geschmack war zu gut, sein Verstand zu hell, sein Herz zu edel, als daß er hätte eine Freude haben können an der Lektüre s. g. nur zu sehr ausgebreiteter Romane. Während Andere seiner Kameraden, die sich auf Schleichwegen solche, mit Recht verpönte Schriften zu verschaffen wußten, daraus keinen Nutzen zogen, dagegen ihr

Gemüth befleckten, ihrem Geiste eine schiefe Richtung gaben und zu tausend anderen Verkehrtheiten sich aufgelegt machten: hatte er aus seiner Lektüre nichts zu fürchten, Alles zu hoffen. Er wurde mit allem Dem bekannt, was ein gebildeter Mann kennen soll. Er lernte Weisheit des Lebens, Vorbilder des Guten, Muster des Schönen; daher waren auch seine schriftlichen Aufsätze nach Inhalt und Form stets besser als die seiner Mitschüler.

Nie in seinem ganzen Leben vergaß Heinrich diese unter Leitung der Väter der Gesellschaft Jesu verlebten Tage; nie die Güte, Liebe, Weisheit mit der sie sich gegen alle Menschen, besonders gegen die studirende Jugend benommen hatten. Er konnte sich später nicht genug wundern, als er dieselben so oft schmähen und lästern hörte. — Er staunte, als er hörte, wie man diese trefflichen Lehrer und Erzieher, diese edlen Priester, diese wahren Freunde der Menschheit — — als Feinde der Menschen, als Unruhestifter, als Förderer des Aberglaubens und des Gewissenszwanges darzustellen sich bemühte. Er hätte nicht gewußt, was er darüber denken sollte, hätten

nicht eigene Erfahrung und das ernstweise Wort eines Mannes hohen Standes, mit dem er zusammenzutreffen einmal später das Glück gehabt — ihm den Nebel gelichtet. — Der gab ihm zur Erinnerung ein Gedenkblatt mit, betitelt: „Den Freunden und Feinden der Gesellschaft Jesu.“ — 5 Fragen und Anworten, also lautend:

„1. Wer befeindet die Jesuiten? Antw. Solche, die sie entweder aus Irrthum nicht kennen und sich auch die Mühe nicht geben wollen, aus unpartheiischen Schriften oder aus dem Leben kennen zu lernen, wer und wie sie sind; oder solche, die aus Bosheit sich oder Andere nicht zur wahren und löblichen Ansicht wollen kommen lassen. — Sie sehen durch schwarzgefärbtes Glas und somit müssen auch die Jesuiten innen und aussen schwarz sein. 2) Warum befeindet sie Mancher? Antwort: Manche Leute höherer Stände finden es als guten Ton, über die Religion mit Gleichgültigkeit, über Geistliche überhaupt mit verachtendem Mitleide, über die Jesuiten insbesondere nur mit scharfem Tadel und großem Grimme zu sprechen. Wer nun in ihrer Mitte ist, und nicht mit in ihr Feuerhorn blasen will, muß viel

Muth und Verstand, und Beides am rechten Orte haben. 3) Was haben die Jesuiten für Sünden? Antwort. Die den Jesuiten aufgebürdeten Sünden sind entweder — und das meistens, ganz rein erlogen oder 100fach übertrieben oder sie treffen bloß Einzelne, nicht den ganzen Orden. Es ist also Sünde gegen Wahrheit, Recht und Liebe, den ganzen Orden damit brandmarken zu wollen. 4) Sind die Jesuiten nothwendig? Antwort. Sie sind zwar geschickte Lehrer, edle Priester, treffliche Förderer der Religion; allein sie sind durchaus nicht nothwendig. Die Kirche kann immerhin auch ohne sie bestehen. Aber als sehr nützlich haben sie sich stets erwiesen und die Achtung und Anerkennung billig denkender Menschen aller Confessionen erworben. — 5) Was soll man nun in Sache der Jesuiten thun? Antwort. Nie die Unschuldigen für die Schuldigen gelten lassen; und Recht und Ehre geben, wem und wie es gebührt. —"

Fröhlich und sorglos verstrichen für Heinrich die Tage seines bisherigen Lebens. Seine liebreichen und verständigen Eltern, weit entfernt ihr Kind zu verhätscheln, hatten selbes weislich mit allem

Dem versehen, was ihm nothwendig und mit so Manchem, was ihm angenehm war. Mit hellen, freudigen Augen blickte der muntere Knabe in die nahe und ferne Zukunft, nachdem etwa 4 Jahre sein Fleiß, Glück und Geschick sich auf der Bahn der Studien bewährt hatten.

Fünftes Kapitel.

Stürme und Wolken.

„Wer nie sein Brod in Thränen aß,
Wer nie durch kummervolle Nächte
In seinem Lager weinend saß,
Der kennt sie nicht — die düstern Mächte,
Des Leidens und der Trübsal Stunden —
Sein Herz — es hat sie nie empfunden!"

Aber es traf ihn und seine gute Mutter bald ein unerwarteter Schlag. Heimkehrend von einer kleinen Geschäftsreise hatte Vater Conrad sich eine Verkältung zugezogen. Er gab ihr aber wenig Acht und das Uebel verschlimmerte sich von Tag zu Tag; eine Entzündung trat hinzu und in wenigen Wochen war seine edle Seele diesem Leben entrückt; sein kalter Leichnam lag in den Armen seiner ihn so treu liebenden Gattin, Dorothea. — „Wie gern" — so sprach er noch kurz vor seinem Ende — „wie gern hätte ich noch Jahrelang gearbeitet für Gott, Weib und Kind; aber der Himmel will es anders. Nun in Gottes Namen. Sein Wille geschehe! Ich sterbe

ruhig; eingedenk der Gnade und Barmherzigkeit Gottes. In deine Hände o Herr! empfehle ich meinen Geist." Conrad hatte rechtzeitig seine ewigen und zeitlichen Anliegen besorgt und starb ruhig und getrost im Herrn, wie er gelebt hatte. —

Nun war Dorothea Wittwe. Die Trauer um den theuern Gatten und Vater und die mit dem Verluste des Brodvaters allgemach eintretende Noth, trübten und verkürzten sichtbar ihre Tage. Anfangs rechnete sie noch auf den Beistand ihrer Freunde und Verwandten; aber sie betrog sich. Sie hieltens mit dem Spruch: „Freunde im Glück'; treu bis zum Unglücke!" — Heinrich hatte von ihrer Seite keine Hilfe zur Fortsetzung seiner Studien zu erwarten, ja man bedeutete der guten Mutter, Heinrich möge nur jetzt das Studium aufgeben und seine zarten Finger an harte Arbeit gewöhnen!

Ein hartes, böses Wort! Eine gewiß schonungslose — Aufrichtigkeit! — Und bald wurde es auch nothwendig, diesen herben Rath zu befolgen — vielleicht gerade zu Heinrichs Glück und größerm Segen. Ohne Geld und Hilfe sah sich Heinrich genöthigt, seinen lieben Büchern und Studien den Abschied

zu geben. Er thats wohl mit schwerem Herzen. Aber was nun beginnen? — Gott verläßt die Seinen nicht. Nachdenkend über diese Lebensfrage, fiel sein Blick auf seine schon seit des Vaters Krankheit vernachläßigte Drehbank; es erwachte in ihm die alte Lust für diese Beschäftigung; er theilte seiner lieben Mutter seinen Entschluß mit, Drechsler werden zu wollen und die Mutter gab — sie konnte ja nicht anders — mit nassen Augen ihr Jawort. Einen Theil des erforderlichen Lehrgeldes erhielt Heinrich aus einer wohlthätigen Stiftung seiner Vaterstadt, den andern mußte Mutter Dorothea entrichten und Heinrich trat bei einem braven Meister in die Lehre.

Aus dem Studenten wird ein Lehrjunge! Das war allerdings für Heinrich eine Demüthigung; aber eine sehr nützliche. Seine Talente und Studien werden ihm auch im Handwerksleben wohl zu statten kommen; denn Wissenschaft und Erfahrung vereint sind die zwei Räder am Wagen der Zufriedenheit! Uebrigens sagt man nicht umsonst: „Ein Handwerk hat einen goldenen Boden." D. h. wenn ein Handwerksmann sein Geschäft gut versteht und fleißig

treibt, so wird er allzeit für sich und die Seinigen das Nöthige erwerben können, er wird, wenn er ein braver, rechtschaffener Mann ist, geachtet sein bei den Menschen und wohlgefällig vor Gott.

„Und wenn — so sagte mir selbst ein tüchtiger Geschäftsmann — und wenn unter 10 Handwerkern 6 über Noth und Unglück klagen, so trägt höchstens bei Zweien das Unglück und die so genannte böse Zeit allein die Schuld dieses übeln Standes; bei vier Andern sind es entweder Arbeitsscheue oder Mangel an Geschicklichkeit oder Trunk- und Spielsucht oder häuslicher Unfrieden, woher es kommt, daß so viele Geschäftsmänner ihr Gewerbe beklagen. Namentlich in unsern Tagen erfüllet sich stets das Wort eines Dichters:

„Es kehrt der Mensch
Von je der Gegenwart den Rücken zu,
Und immer heißt's die jetz'ge Zeit ist schlimm!"

Man klagt und klagt; unterläßt aber das sicherhelfende Mittelchen anzuwenden, das derselbe Dichter also bespricht:

„Die gute Zeit
Will bessre Leut!
Wo sind sie?"

„Sobald die Leute besser werden,
Die Zeit — sie wird bald besser sein!“

Doch kehren wir zu unserm Heinrich, dem angehenden Drechslerlehrjungen zurück! — Nicht bei seiner Mutter zu sein, an der er mit Leib und Seele hing, sondern zu leben unter Menschen, die, wie die Gesellen seines sonst recht wackern Meisters, des Rohen und Frechen soviel an sich hatten, fiel ihm sehr schwer, und wenn er denn so an Sonn- und Feiertagen seine Mutter besuchte, konnte sie sichtlich die Spuren seines Kummers in den trüben Augen und den blassen Wangen lesen.

Heinrich aber klagte nicht; er schwieg um das Herzeleid seiner Mutter nicht noch zu erhöhen. Er sah ja an ihrem schönen Beispeile, wie ein Christ Glück und Unglück aus der Hand Gottes annehmen und geduldig ertragen müsse. Und nicht vergessen hatte sein Herz das schöne Sprüchlein:

„Leichter trägt, der Etwas erträgt,
Wer Geduld zur Bürde legt!“

Er betete, arbeitete, duldete und schwieg! — Wie in diesem Stücke, so bewies Heinrich auch die Kraft seiner guten Grundsätze und seiner glücklichen

Erziehung gegen Versuchungen anderer Art. Er hörte leichtfertige Reden, er sah schlüpfrige Beispiele; aber er wußte ja doch auch, was Recht und was Sünde war und Heinrich handelte nach bestem Wissen und Gewissen. Heinrich dachte an den heiligen, allwissenden Gott und an seinen heiligen Schutzengel; er dachte, an die Thränen und Lehren seiner frommen Mutter, scheute den Müssiggang und den ersten Schritt zur Sünde und — unterlag nicht der Gewalt der Versuchung. Der Beifall Gottes war ihm Entschädigung genug für den Spott mancher Menschen.

Sein Meister hatte ihn gerne wegen seiner Geschicklichkeit, mit der er sich bald allenthalb zurecht fand und manchen alten Gesellen übertraf. Die Meisterin tröstete den ihr lieben Buben mit manchem freundlichen Worte und manchem guten Bissen; sie die Kinderlose — beneidete im Stillen — seine arme Mutter um den Besitz dieses braven Sohnes.

Endlich waren die Lehrjahre vorüber; Heinrich wurde Geselle, blieb aber bei seinem Meister in der Arbeit, blieb ein freundlicher, folgsamer, christlicher Jüngling und trug redlich sein Schärflein

heim in den Schooß seiner lieben Mutter. Beispielvoll erfüllte er das IV. Gebot.

Heinrich hatte frühe die Nichtigkeit der menschlichen Pläne und Entwürfe erkannt; er lebte und arbeitete jetzt daher still und bescheiden als unermüdeter Arbeiter und wurde durch sein artiges und schönes Benehmen bald allenthalben beliebt.

Aber auch diesen heitern Tagen sollte bald ein trübes Ende gesetzt werden. Seine gute Mutter wurde eines Abends vom Schlage berührt. Weinend und betend kniete Heinrich an ihrem Bette — es war ihr Sterbebett. Sie empfing die heil. Sakramente und gab ihrem lieben Sohne noch mit gebrochener Stimme — Worte ihrer letzten Mahnung: „Lieber, lieber Heinrich! — Vergiß Vater und Mutter nicht! Mach ihnen noch im Grabe — Ehre; — bleibe brav wie bisher. Habe Gott vor Augen — halte dich nie an böse Menschen, denke was nachkommt, hier und dort.“ — Sie küßte darauf das Bild des gekreuzigten Erlösers, das sie nicht von sich ließ, gab es auch ihrem Sohne zu küssen, drückte ihm nochmal die Hand, holte tiefen Athem, und ihre Seele hatte vollendet. Ein zweiter

Schlagfluß hatte ihrem frommen Leben ein Ende gemacht. Sie war 57 Jahre alt geworden; ihr Mann 56 Jahre.

Der verwaisete Heinrich war zu betrübt, als daß er im Stande gewesen wäre, dem Leichname seiner Mutter die letzte Ehre zu erweisen. — Aber viele andere Leute fanden sich dabei ein, gaben ihr gutes Zeugniß; ja selbst solche Leute, welche die abscheuliche Gewohnheit hatten, von ihren Nebenmenschen immer lieber Schlimmes zu denken und zu reden als Gutes, schämten sich da ihres alten Brauches vor Andern und schwiegen.

Als Heinrich sich besser befand, war seine erste Arbeit, auf das Grab seiner lieben Eltern ein schönes Kreuz zu fertigen — als Denkmal seiner Dankbarkeit, Liebe und Kunst. — Er zeichnete den Namen seines lieben Vaters und seiner theuren Mutter in das Kreuz, und schrieb dazu folgenden Reim, den ihm seine Mutter gar oft vorgebetet hatte:

„Das Leben gleichet eitlem Dunst;
Was bleibt uns denn auf Erden?
Herr! lehre mich die große Kunst
Bei Gräbern klug zu werden.

Viel hängt vom frommen Tode ab,
Noch mehr vom frommen Leben,
Drum soll man das Gemüth am Grab
Zur Ewigkeit erheben!" —

Heinrich hatte nun Niemand mehr auf Erden, für den er hätte leben sollen. Geschwister hatte er nie; seine Vetter und Basen hatten sich um ihn nicht sonderlich bekümmert; er stand einsam und allein. — Jeden freien Tag besuchte er den Gottesacker, um wenigstens den leiblichen Ueberresten Derer nahe zu sein, die ihm Alles, Alles waren, und er gedachte auch ihrer fleißig im Gebete.

Sechstes Kapitel.

Heinrich in der Fremde.

„Wer fremde Lande hat besehen,
Wird einst zu Hause klüger gehen.“
Altes Sprüchw.

Auf den Rath etlicher Freunde, die für seine Gesundheit Schlimmes fürchteten, entschloß sich Heinrich in die Fremde zu reisen. — Mit nassen Augen und mit wundem Herzen schied Heinrich von dem Orte seiner Geburt, seiner Kindheit, seiner Jugend. Er nahm Abschied von seiner Pfarrkirche, die ihm stets ein recht lieber Ort gewesen, dankte Gott innig für alle empfangenen Gnaden und Gaben, bat ihn um Schutz und Schirm für sein ganzes Leben, besonders für die vorhabende Reise, empfing nochmals die heil. Sakramente der Buße und des Altars — wie er denn überhaupt gewohnt war, alle Monate zu beichten und zu kommunizieren. Er beabschiedete sich dann bei seinem Meister und dessen Leuten, bei seinen besten Freunden, schnürte

sein Ränzlein und verließ, begleitet von den guten Wünschen Aller, die ihn kannten, seine Vaterstadt. Auf der nächsten Anhöhe schaute er nochmals um, blickte mit nassen Augen zurück und sprach zu sich selbst: „Wann, ach wann und wie werde ich dich wiedersehen?“ und verfiel in düsteres Nachdenken. — Doch bald ermannte er sich selbst wieder, dachte, daß es ja tausend Menschen so ergehe, daß er ja gesund und im Stande sei, sein tägliches Brod zu verdienen, wischte sich die Augen aus und bemühete sich eine frohe Stimmung zu gewinnen.

Er dachte an ein bekanntes Lied und fing an zu singen:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In allem Kreuz und Herzeleid;
Wer nur dem Allerhöchsten traut
Der hat auf keinen Sand gebaut“ 2c.

Der Gesang hat überaus große Kraft über den Menschen. Auch an Heinrich wurde buchstäblich und oft erprobt, was ein Dichter in einem Liede niedergelegt hat, das ich, weil es wohl noch wenig bekannt ist, hieher setzen will:

„Des Menschen Bund mit dem Gesange.“

„Welch Menschenkind mag Schön'res finden,
Als edler Lieder frohen Sang?
Sein Lob — es ist nicht zu ergründen
Es schallt von Pol zu Pol entlang;
Zum Himmel, dem er selbst entstammt,
Zu führen uns — das ist sein Amt.“

„Gesang verdoppelt jede Freude,
Allein — und in der Menschen Kreis;
Gesang gibt Trost in Schmerz und Leide
Und trocknet von der Stirn den Schweiß;
Er macht, daß über alle Dinge
Das Herz sich auf zum Schöpfer schwinge.“

„Zur Arbeit stärkt Gesang die Hände;
Erhebt des matten Wandrers Fuß;
Und wenn auch alle Hoffnung schwände —
Bringt uns Gesang den besten Gruß:
„Dein Gott, o Mensch! verläßt dich nicht;
Vertrauen sei dir süße Pflicht!“

„D'rum bleib ich dem Gesang ergeben,
Bleibt ihr mir holde Lieder treu;
Dann wall' ich muthig durch das Leben,
Gestärkt im Herzen, sorgenfrei;
Den Bund, den ich geschlossen habe,
Ich halt ihn bis zum kühlen Grabe.“

„Doch auch das Grab soll ihn nicht brechen,
Ich wahr' ihn ewig in der Brust;
Auch drob im Himmel will ich sprechen
Gesang war meines Lebens Lust:
Dann sollen sich mit mir verbinden
Die Engel, Gottes Lob zu künden." *)

Getröstet schritt Heinrich weiter auf der wohl gebahnten Straße nach Worms, bald Dies betrachtend bald Jenes, das ihm ins Auge fiel. — Heinrich hatte Sinn für alles Schöne in der Natur und Kunst. Der Grashalm zu seinen Füßen, das Korn im Felde, der Baum im Walde, der Gesang der Vögel, das Gemurmel einer klaren Quelle die Fluthen eines Stromes — Alles mahnte ihn an Den, durch den alle Dinge geworden sind, an den Ewigen, an seine Weisheit und Güte. — Bisweilen ließ er sich mit solchen, die seine Wege giengen, in ein Gespräch ein, um über Land und Leute belehrt zu werden, und so erreichte Heinrich am ersten Tage seiner Reise bei ziemlich günstiger Witterung einen wohlbevölkerten muntern Flecken. Müde von 10stündigem Marsche, schmeckten Speise

*) Herr A. Lacher, Schullehrer in Kempten, hat dieses Lied auf eine sehr gelungene Art in Musik gesetzt. —

und Trank ihm vortrefflich; er erkundigte sich ob kein Meister seines Handwerks da sei und einen Arbeiter brauche, hörte aber lauter verneinende Antworten. Er reisete also des andern Tages weiter, ließ sein Vertrauen auf Gott nicht sinken, pfiff und sang durch Berg und Thal und suchte aus seiner Reise den größten Nutzen zu ziehen. — Heinrich wußte: nicht das bloße Weit- und Viel-Reisen, sondern vielmehr das Lernen und Gewinnen dabei sei die Hauptsache.

Auf der Reise vermied Heinrich als ein edler Handwerksgeselle 1) Viel zu brauchen: er hatte gelernt, mit Wenigem auszukommen; 2) Betteln — nach der verrufenen Art vieler Genossen seines Standes; 3) Umgang mit leichtfertigen, zügellosen Menschen. Er suchte sich stets an die Bessern und Gebildeteren anzuschließen und hatte es nie zu bereuen. Er fand dadurch bei mancher Gelegenheit Zutritt, dies oder das Schöne und Nützliche zu sehen oder zu lernen.

Allmählig ward aber das ersparte Sümmchen Geld kleiner und kleiner, und er wünschte sehr, Arbeit zu bekommen, und bat Gott recht herzlich darum im Gebete. Zur Unterhaltung las er bisweilen

aus dem schönen Buche: „Guter Saamen auf ein gutes Erdreich von Jais," das Freundeshand ihm noch in sein Ränzchen gesteckt hatte, verzeichnete sich die wichtigsten Ereignisse während seiner Reise und dachte:

„Gott sorgt für mich, was soll ich ängstlich sorgen?
Er ist mein Vater, und ich bin sein Kind;
Gott sorgt für heut' und sicher auch für Morgen,
So daß ich täglich neue Spuren find',
Wie Gott die Seinen väterlich
Beschützt und hält: Gott sorgt für mich." ꝛc.

Siebentes Kapitel.

Der Baum der Erkenntniß und des Lebens.

„Beglückt, wer unter frommen Hauses Dache,
Der Hände und des Herzens theures Ziel
Gefunden hat; der Glückliche fand Viel —
Geborgen ist für diesmal seine Sache;
Froh tritt er ein, froh weilet er darinnen;
Das Scheiden wird er schwer von sich gewinnen.“

Nach mehr als 4 wöchentlicher Reise war Heinrich so glücklich, Arbeit zu finden. Ein Drechslermeister in G**stadt, Arsenius Ellio brauchte einen Gesellen. Er maß mit prüfendem Blicke den eintretenden und um Arbeit artig fragenden, schlanken Burschen. Es gefielen ihm seine Reden und Antworten. Er fragte nach seiner Religion, seinen Eltern, seiner Heimath, seinem Lehrmeister und — nahm ihn in Arbeit. Herzlich erfreut grüßte Heinrich mit aller Feinheit und Bescheidenheit die Meisterin und deren 2 blühende Töchter, bot den Gesellen den üblichen Willkomm und ging dann in

sein, von der Meisterin ihm angewiesenes Kämmerlein, seines Ränzleins sich zu entledigen.

Inzwischen raunten sich Meister und Meisterin dies und das in's Ohr, beifällig lächelnd; Meister Arsen richtete mehr um den Neuling zu prüfen, als ihn anzustrengen, alsbald etwas Arbeit her, und des Meisters jüngere Tochter Maria, ein blühendes Kind von etwa 16 Jahren, brachte auf blank gescheuertem Teller ein Stück gutes Hausbrod und ein Kännchen Wein. Das behagte unserm Gesellen gar wohl. Er fühlte sich schon bald heimisch und begann seine Drehbank zurecht zu richten. Der Meister setzte die Brille auf, stemmte behaglich die Hände in die Seite und schaute seinem Beginnen zu.

Mit Geschick that Heinrich sein Werk. Meister und Gesellen nickten sich zu: „Nun Der packts gut an!" Heinrich aber that, als ob er all dies weder hörte noch sähe; arbeitete frisch darauf und nach etwa 3stündiger Arbeit war er mit dem ersten Stücke glücklich zu Stand gekommen. Er trug es dem Meister in sein Zimmerchen und entfernte sich. Der Meister rief seiner Frau, die Töchter kamen von selbst; Alles fand die Arbeit wohlgelungen, rein und

niedlich. Sofort wurde das Abendessen aufgetragen; Heinrich mußte noch von seiner Reise erzählen und dann begab er sich zur Ruhe. —

O wie selig fühlte er sich in diesem Augenblicke! Er lag in gutem, reinem Bette! Er war zu braven Leuten gekommen; er hoffte recht lang da zu bleiben und wünschte ihrer Gunst sich recht zu versichern. Er vergaß nicht im herzlichen Gebete, Gott für diese neue Wohlthat zu danken und die besten Vorsätze zu machen. Er erinnerte sich an die guten Lehren, die er im elterlichen Hause gehört hatte, und schlief getrost ein.

Des frühen Morgens zartes Roth fand den neuen Gesellen bereits damit beschäftiget, einige seiner Instrumente in bessern Stand zu setzen; denn auch dies hatte er erlernt. — Mit Vergnügen bemerkte das sein Meister und glaubte, sich in seinen guten Erwartungen nicht getäuscht zu haben. Heinrich ward durch Fleiß und Geschicklichkeit, verbunden mit einem löblichen Betragen dem gesammten Hause stets lieber und werther. Er war — man konnte es mit Wahrheit bezeugen — ein tüchtiger Arbeiter, ein heiterer, liebenswürdiger, junger Mann, und

voll christlichen Sinnes und frommen Wandels. Wie wohl that es ihm, daß in diesem Hause Religion und Christenthum blüheten! — Sein frommer Sinn zog ihm zwar zuweilen einige Spottreden seiner Mitgesellen zu; allein bald änderte sich dieses Loos. Da nämlich Heinrich kein Heuchler, kein düsterer Kopfhänger, vielmehr stets munter und guter Dinge und noch dazu ein Arbeiter war, von dem sie Alle lernen konnten; da er ihnen auch hie und da mit kurzen und guten Worten ihre Unwissenheit und Gleichgültigkeit scharf gerüget hatte; so spielten sie bald die ruhig Schweigenden, ja etliche Bessere schlossen sich an ihn an. — An den Winterabenden war Alles um unsern Heinrich versammelt und er wußte durch seine muntern Einfälle und Erzählungen Allen die Zeit kurz, die Arbeit leicht und lieb zu machen: und wenn er fehlte — wurde der muntere Bursche unlieb vermißt. —

An Sonn- und Feiertagen besuchte er die Kirche, wohnte der Predigt und dem Amte der heil. Messe bei, und versäumte auch den Nachmittags-Gottesdienst nur selten. Dann fand er sich im Kreise einiger Freunde ein, trank sein Glas Bier und war

heiter und froh. — Viel zu trinken, sowie Spielen waren nie seine Sache. — Er kam frühzeitig heim, dem nächtlichen Umschwärmen ebenso abhold, wie sein Meister. Die Tage der Woche hindurch war er fleißig bei der Arbiet; s. g. „blaue Montage," kannte und machte er nicht. Er konnte sie aus dem Leben seiner Kameraden kennen lernen — als die schwarzen Tage des Leichtsinnes und der Sünde. Dafür hatte er stets das nothwendige Geld, keine Schulden und worauf er mit Recht etwas hielt, hübsche Kleider. —

Ob nun gleich seine Meistersleute gegen alle Dienstboten liebreich und gütig waren: so hatte doch Heinrich ihnen das Herz besonders abgewonnen; er hatte es recht gut bei ihnen und fand selbst, daß ein frommer und dabei heiterer Sinn bei Gott und Menschen lieb und werth sei.

Seine besondere Geschicklichkeit im Arbeiten erwarb sogar seinem Meister mehrere neue, nicht unbedeutende Kunden, und vermöge der in seinen Studienjahren erworbenen Bildung, ward er von seinem Meister gerne zur Ablassung in's Geschäftsleben einschlägiger Aufsätze, (Rechnungen, Quit-

tungen, Bestellungen rc.) verwendet und er machte es so gut, daß jede solche Arbeit ihn zu neuen Leistungen empfahl.

Um dem wackern, jungen Manne für so manchen Dienst eine Entschädigung zu geben, kam die Familie Ellio's überein, Heinrichs Namensfest, 15. Juli, recht fröhlich zu begehen; denn sie wußten, daß Heinrich auf dieses Fest stets viel gehalten habe. Heinrich hatte dem Meister und der Meisterin aus dem Gebiete seiner Kunst manches Schöne geopfert; ihnen manche willkommene Ueberraschung bereitet; man wollte ihm nun einen Beweis des dankbaren Andenkens geben. — Von Haus aus hatte er sich's angewöhnt, an seinem Geburts- oder Namensfeste die heil. Sakramente der Buße und des Altars zu empfangen. Ohne Jemand etwas zu sagen, stand er früher als gewöhnlich auf, kleidete sich festtäglich an, besuchte andächtig die Kirche und kehrte dann froh und heiter heim. — Er vermuthete nicht, daß Jemand seines Festes gedenke. Aber wie froh erstaunte er, als ihn seine Meisterin glückwünschend empfing, ihm ein festlich Frühstück bereitete und dem vor Dank

und Freude fast Weinenden verschiedene Wasch- und Kleidungsstücke — Arbeiten ihrer Töchter — übergab. Der edle Jüngling konnte keine Worte finden, seine Gefühle zu äußern. —

Achtes Kapitel.

Probestunden des Herzens.

„Führe uns nicht in Versuchung!“

Es ist wahrlich nicht gut, wenn es dem Menschen stets angenehm geht; für sein wahres Heil ist es oft weit besser, wenn er bisweilen von Leid und Trübsal heimgesucht wird. Wasser, wenn es immer steht, wird faul; aber der Wind macht Wellen, macht es hell und frisch. Gold, wenn es nicht im Feuer geläutert wird, ist noch unrein; der Schmelzofen erst entfernt alle Schlacken. Krieg macht den Soldaten zum Soldaten und Kreuz und Trübsal den Menschen zum wahren Christen. Wahr ist es, was ein Heiliger sagt:

„Liebe und ein Kreuz dazu
Gibt dem Christenherzen Ruh.
Ohne Kreuz täuscht Liebe sehr;
Kreuz ist ohne Liebe schwer.“

Bereits war auch für Heinrich eine Zeit schmerzlicher Prüfung gekommen. Er fühlte schon seit ei-

niger Zeit heftiges Stechen in der Brust, verlor allgemach den Appetit und wurde krank. Mit schmerzlicher Theilnahme sahen dies seine um ihn elterlich besorgten Meistersleute. Gern hätten sie ihn bei sich behalten, allein Mangel an Raum und noch mehr die nothwendige Vorsicht für ihr eigenes Heil veranlaßten sie, auf den Rath ihres Arztes den braven Burschen ins Krankenhaus der Stadt zu schicken.

Meister Arsenius selbst besorgte die nothwendigen Anstalten und begleitete den des Gehens kaum mächtigen Kranken in das Spital, das Haus der Religion und Liebe. — Hier wurden die Kranken recht gut gepflegt. Der Orden der barmherzigen Schwestern hatte die Sorge dafür übernommen, und man sah, daß der Segen Gottes auf den Anstrengungen und Opfern der edlen Schwestern ruhte. — Mit zarter Umsicht sorgten diese guten Seelen für der ihnen anvertrauten Kranken leibliches und geistiges Wohl. Kost, Reinigung, Pflege, Wohnung — Alles war zu rühmen; am meisten aber die heitere Frömmigkeit und unermüdete Dienstfertigkeit der Schwestern. — Nach einer weisen Einrichtung dieses Institutes empfieng

Heinrich bereits innerhalb der ersten 6 Tage seines Aufenthaltes die heil. Sakramente; denn dies war Gesetz dieses Hauses:

War dies aber auch ein löbliches Gesetz? Allerdings war dies ein löbliches, gutes Gesetz. Der baldige Empfang der heil. Sakramente von Seite des Kranken hat große Vortheile. Er sichert frühzeitig das geistige Wohl desselben; gibt Trost, Ruhe und Muth in Schmerz und Leid, erleichtert dem Seelsorger und Arzte ihre Bemühungen und ist kein tadelnswerther Zwang, sondern liebreiche Vorsorge besonders für Jene, die selbst zu sorgen vielleicht übersehen würden. Lesend, betend, betrachtend, mit seinen Krankheitsgenossen sprechend und auch ruhend brachte Heinrich die ersten Tage seiner Krankheit zu. Er hörte gerne den wohlthuenden herzlichen Zuspruch des Kranken-Priesters und dankte Gott und seinem Diener herzlich. — Bald entwickelte sich ein heftiges Nervenfieber. Oft war nun Heinrich seines Bewußtseins beraubt; wie gut war's daher, daß schon alle seine Angelegenheiten frühzeitig in Ordnung waren! —

— Seines Meisters Töchter, zumal die jüngere Namens Maria, nahmen an seiner Krankheit den

wärmsten Antheil; sie erkundigten sich nach dem Wunsche ihrer Eltern fleißig nach seinem Befinden, brachten oder schickten ihm, was er mit Erlaubniß der Aerzte genießen durfte oder ihm sonst angenehm war. Solche Theilnahme that dem jugendlichen Kranken doppelt wohl und nie hat er sie vergessen. Zur Freude Aller trat am 9ten Tage seiner Krankheit eine wohlthätige Wendung ein und die Aerzte gaben Hoffnung der Genesung. Niemand erfreute diese frohe Botschaft mehr, als Mariens reines, frommes Herz! Wie war sie so Tag und Nacht um den Kranken besorgt gewesen, die gute Seele! Sie sollte es nicht umsonst gethan haben.

Nach fünf Wochen verließ Heinrich das Krankenhaus, dankbar gegen Alle, die sich ihm gütig bewiesen hatten, Gott lobend und preisend, der ihn zwar sinken, aber nicht untergehen ließ. Er war überzeugt, daß Denen die Gott lieben, Alles, besonders aber Krankheit und Leid zum Segen gereichen werde; — und daß die mit Gott in Thränen säen, durch Gott Freuden erndten werden. Gern und geduldig hatte er die Schmerzen seiner Krankheit ertragen, um dem Herrn seines

Lebens einen Beweis seines Gehorsams, seiner Liebe, seines Dankes zu geben. Er trug getrost und litt standhaft, was er nicht angenehm fand, um einst zu erringen die kostbare Krone in des Himmels Land. Das Krankenbett wurde ihm eine Schule der Weisheit und Frömmigkeit. —

Seine Meistersleute nahmen ihn mit Freude wieder auf; Heinrich aber sagte, daß sein Arzt ihm ernstlich geboten habe, eine Reise in das Bad K...en zu machen, wenn er ganz gesund werden wolle. Ohnehin hatte sich in Folge einer allzugroßen Kraftanstrengung bei ihm ein leiblicher Fehler eingestellt, weßwegen er zum Militärdienste unfähig geworden war, obgleich er mit Freuden für Fürst und Vaterland in den Dienst der Waffen getreten wäre.

Heinrich schnürte daher wohl mit schwerem Herzen sein Ränzchen, um in kurzen Märschen an die berühmte Heilquelle zu kommen.

So schwer es ihm nun fiel, aus seines Meisters ihm so heimathlichen Hause zu ziehen, und so ungern man ihn mißte; so hatte der christliche Jüngling noch einen andern Grund der ihn scheiden hieß und seine Füße beflügelte. Daß er seines Meisters

jüngerer Tochter Maria nicht gleichgültig sei, dafür hatte er gute Gründe; daß aber auch sie in seinem Herzen eine Stätte gefunden, war er sich nicht weniger bewußt. Er sah voraus, wohin das führen könnte und wollte fliehen, um zu siegen. Und that Er Unrecht? Nein er handelte fromm und weise. Gelegenheit führt zur Sünde; wer erstere nicht meidet, wird der letztern nicht widerstehen können! — Wir wollen nur Heinrichs Ansichten über Bekanntschaften zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes in einige Ordnung gebracht hier aufführen.

Es gibt — das wußte Heinrich wohl — zweierlei Arten solcher Verbindungen zwischen Personen verschiedenen Geschlechtes; solche die nach Absicht, Folge und Benehmen gut und solche, die böse sind. — Es wäre dreist zu behaupten, daß es unter so vielen dieser Verhältnisse nicht auch welche gäbe, die auf Tugend, wahre Achtung und edle Liebe sich gründen; allein sie sind selten; — weit zahlreicher sind jene unseligen Verbindungen, welche, wo nicht schon im Anfange, doch im Fortgange und am Ende den Biß der Sünde tragen. Nur zu gerne schleicht

die sinnliche und sündhafte Liebe sich in's schwache Herz, und streuet ihren giftreichen Saamen aus, zum Verderben unzähliger Opfer der Verblendeten.

Diese Arten von sündhaften Verbindungen zernichten aber das Heil der Seele und das Glück des Lebens Derer, die in ihren Ketten schmachten. Durch Weibes-Schönheit sind schon Tausende zu Grunde gegangen! (Eccli. 9, 11.) Wie Manchem wurde sein gesunder Verstand verblendet, sein Glaube geraubt, er zum Abfalle von Religion und Kirche bewogen, für die Liebe Gottes erkaltet, um sein wahres, ewiges und zeitliches Heil gebracht und seinen Pflichten treulos gemacht durch solche sündhafte Bande! Die Liebe zu den Eltern und Geschwistern, Dankbarkeit und Gehorsam, Schamhaftigkeit und Arbeitsamkeit gehen verloren; der Himmel wird vergeudet. Siechthum und Fäulniß frißt manchen der Sünde preisgegebenen Leib; Angst, Pein und Ueberdruß manche befleckte Seele; Schande folgt auf Schande, Noth und Armuth bleiben nicht aus; Verachtung und Verlassenheit, selbst von Seite der Mitschuldigen — Unheil über Unheil ist die Frucht vom Baume der Sünde. Und gebet der Sünde nur den Finger, so nimmt sie bald die ganze Hand. Sünde

führt nie zum Glücke, auch nicht zum Glücke im Ehestande. — Dies dachte auch Heinrich und er wollte die Gelegenheit meiden, um nicht der Sünde zu verfallen; an Gott sich halten, um nicht von Gott und den Menschen verlassen zu werden. Und er that recht, gut und klug. Er hatte seine fromme Furcht vor dem ersten Schritte zur Sünde nicht zu bereuen.

„Er stärkte sich, um nicht zu wanken,
Stets mit dem christlichen Gedanken:
Die Unschuld ist des Menschen Glück;
Einmal verscherzt und aufgegeben
Verläßt sie dich im ganzen Leben
Und keine Reu' bringt sie zurück."

Predigten, Christenlehren, Mahnungen im heil. Beichtgerichte und fromme Lesungen waren also an Heinrich nicht verloren. Er erinnerte sich ihrer im rechten Augenblicke, in der Stunde der Versuchung. Es kostete ihn Mühe zu siegen; aber er siegte mit Gottes Gnade. Er schied mit heldenmüthiger Standhaftigkeit von allen Bewohnern des Hauses, und trat die Reise an, die sein Arzt ihm zur Gesundheit seines geschwächten leiblichen und sein Gewissen zur Erfrischung seines zerstörten geistlichen Wohles angeordnet hatte. — Glück zur Reise!

Neuntes Kapitel.

Altes und Neues.

Nach fast 3tägiger, aber leichter Reise langte Heinrich im Bade K...en an, gebrauchte es zum Nutzen seiner Gesundheit, verweilte einige Wochen und machte sich nun wieder auf die Reise.

Allerdings zog tiefe Sehnsucht ihn hin zu seines Meisters Hause; aber er überwand diesen Hang stark und standhaft mit Gottes Gnade. Er schlug den Weg nun nach F—furt ein, kam an, suchte und fand Arbeit. Er trat in den Dienst eines Meisters, bei welchem er Gelegenheit hatte sich in vielen Stücken weiter auszubilden, was er redlich zu thun sich bestrebte. Recht wohl wurde es ihm indeß in diesem Hause nicht. Der kalte herbe Ton, der da herrschte, das fremde mißtrauische Benehmen that ihm in der Seele weh. Er nahm nach einem Vierteljahre sein Bündelchen und zog weiter.

Nach einigen Tagen kam er in der Herberge

seiner Zunft in H...au an, und fand Arbeit im Hause eines Meisters, an dem er einen tüchtigen Geschäftsmann und guten Christen erkannte.

Heinrich weilte und arbeitete gern in diesem Hause und auch sein Meister gewann ihn lieb. Derselbe war schon alt, zeitweise gebrechlich, und hatte Lust sein Geschäft ihm unter günstigen Bedingungen zu übergeben.

Diese Aussicht ging unserm Heinrich ernstlich im Kopfe um. Des Reisens und Dienens müde, sehnte er sich sehr nach der Stunde, in der es ihm gelänge, eigener Herr zu sein und eigenen Heerd zu gründen. „Eigener Heerd — goldeswerth" sagte Heinrich oft zu sich selbst; allein Heinrich that nichts Wichtiges unüberlegt; um so mehr wollte er diese hochwichtige Sache nicht anders als mit reifem Nachdenken vollführen.

Heinrich war in der Mädchenwelt nicht sehr bekannt, weil er's aus guten Gründen nicht wollte, ob ihm gleich sein schlanker Wuchs, seine blauen hellen Augen, seine frischen Wangen, sein blühendes Gesicht, seine edle Sprache und sein einnehmendes Benehmen zur Empfehlung hiebei hätte dienen können.

Heinrich dachte weiter und wollte nicht. Um so thätiger waren Andere, ihm eine sogenannte gute Parthie anzutragen. Vorzüglich trug man ihm ein Mädchen an, die jung, schön, vermöglich, geschickt und dabei sehr geneigt war, ihm ihre Hand zu geben. Heinrich erkundigte sich nun, da er die richtige Ueberzeugung hatte, daß an der Religion für Zeit und Ewigkeit das Meiste gelegen sei, um die religiösen Verhältnisse dieses Mädchens und da sie nicht seines kathol. Glaubens war, war bei ihm der Entschluß schon gemacht, sie nicht zu ehelichen.

In einer Stadt, in der es leider an gemischten Ehen nicht fehlte, und in einer Zeit, in der man eben nicht zuerst nach Religion und Glauben zu fragen pflegt — schien dies sonderbar. Viele fanden seine Weigerung albern — Manche feindselig. Einmal entspann sich zwischen ihm und einem Bürger ein Gespräch über diesen Gegenstand, der seines Innhaltes wegen verdient, hier aufgeführt zu werden:

„Ihre kathol. Kirche ist doch recht lieblos" — sagte dieser Prahler einmals, „da sie alle Menschen ver-

dammt, die nicht ihres Glaubens sind, — das ist doch unchristlich, unevangelisch."

Heinrich war nie verlegen, über seinen Glauben Rede und Antwort zu geben. Es war ihm stets daran gelegen, über seinen Glauben Red' und Antwort geben zu können; und er konnte es. Er erwiedert also auf die tolldreiste Rede jenes Sprechers nur: „Sagen sie mir: in welchem katholischen Buche haben Sie es gelesen, oder von welchem verständigen Katholiken gehört, daß unsere kathol. Kirche alle Diejenigen verdamme, die nicht ihres Glaubens sind?"

Der Spötter verstummte, wie so Viele, wenn man ihnen näher zu Leib geht. „So hören sie nun," sprach Heinrich, „wie die kathol. Kirche hierüber lehrt:"

„Sie unterscheidet wohl zwischen Person und Sache, Glaube und Gläubigen. Als die lautere Wahrheit kann sie so wenig den Irrthum billigen, als Gott die Sünde; sie verwirft den Irrthum, die Sünde, Lug und Trug; aber sie liebt die Menschen und lehret uns, gar Niemand zu richten oder zu verdammen. So wenig sie sagt:

daß Alle selig werden, die als Katholiken bestehen, eben so wenig verdammt sie Alle, die nicht katholischen Glaubens sind."

„Sie macht auch billigerweise einen Unterschied zwischen Denen, die schuldbar im Irrthume sind und diese überläßt sie dem Gerichte Gottes; — und zwischen Denen, die ohne Wissen und Willen nicht das Licht der Wahrheit haben, — diese betrachtet sie im Geiste als die Ihrigen. — Die kathol. Kirche ehrt die Wahrheit über Alles, verdammt Niemand, lehret allgemeine Menschenliebe und will das Heil Aller so gut sie kann befördern."

„Ja, wenn die katholische Kirche Andersgläubige nicht verdammt, warum ist sie so gegen gemischte Ehen eingenommen!"

„Mein Bester!" sprach Heinrich — „das hat seine guten Gründe. Vergessen Sie nicht den Unterschied zwischen Glauben und Gläubigen. Letztere verdammt sie nicht; ersteren aber kann sie, wenn er nicht der wahre ist, nimmer gut heißen. — Gemischte Ehen sind selten glückliche Ehen. — Daher erkennt die katholische Kirche solche Ehen zwar als gültig an, sucht sie aber doch möglichst zu hindern und erlaubt sie nur unter sol-

chen Bedingungen, welche sie als Hüterin des Glaubens setzen mußte — nämlich: daß die zu hoffenden Kinder Alle im katholischen Glauben erzogen werden und daß der katholische Ehetheil nicht in Gefahr komme, seinem Glauben treulos zu werden. — Und sag mir, mein Theurer! spricht sich nicht alle Erfahrung aus zu Gunsten der katholischen Bestimmungen? Wie könnte sie auch sonst ihren Segen auf ein Bündniß legen das gegen ihren Willen geschlossen wurde? Die Ehen zwischen Personen gemischter Confessionen haben nämlich ein Element der Uneinigkeit in sich — der Getheiltheit im Wichtigsten, in Religion und Glauben. Wie können doch solche Eheleute herzlich mitsammen beten? Wie unmöglich ist es ihnen, am Worte Gottes, dem heiligen Gottesdienste, den heiligen Sakramenten gleichen, gemeinsamen Antheil zu nehmen? Wo ist da religiöser Trost, fromme Freude, kirchliches Leben in ihren Herzen? — Und dann die Kinder — sie werden in einem Glauben erzogen, den ein Ehetheil nicht bekennt, vielleicht verabscheut! Ist derjenige Ehetheil in dessen Religion die Kinder nicht erzogen werden, eifrig in seiner Religion, wie schmerzlich muß es

ihm sein, die Kinder, die auch seine Kinder sind, an andern Altären knieen zu sehen? Ist er lau, wie wird er in sich und den Kindern das religiöse Leben fördern? Eifer macht Schmerz, Kälte macht Schaden. — Daher denn auch unter den gemischten Ehen so viele unglückliche — in Hinsicht auf Eintracht, Friede, Kinderzucht, christliches Leben, Treue und Liebe."

Heinrich kannte den Sinn und Willen seiner Kirche und dies war ihm genug. Er wollte seine Seele und sein Glück nicht in Gefahr bringen. Er schnürte daher wiederholt sein Bündelchen zur Reise. — Aber wohin? Das nördliche Deutschland hatte der muntere Geselle schon nach allen Richtungen bereiset; diesesmal — dachte er — geh' ich nach Süden. Er richtete daher seine Wege nach Bayern und Oesterreich, die Heimathlande der katholischen Religion in Deutschland. Die Merkwürdigkeiten, die Heinrich auf dieser seiner Reise sah, die kleinern oder größern Abenteuer, die ihm Land nnd Leute, Wind und Wetter, Geldmangel und Kleidernoth bereiteten, sind nicht so selten und neu, daß sie nicht schon zur Genüge bekannt und oft genug bespro-

chen, bekannt wären. Wir haben auch keinen jungen Robinson vor uns, sondern einen Jüngling, der uns bisher nicht so fast durch ungewöhnliches Schicksal, als durch seinen sittlichen Werth achtungs- und liebenswürdig erschienen ist.

Heinrich wollte nun die Gelegenheit benützen und Wien besuchen und er kam zur Erreichung dieses Wunsches. Er war sehr erfreut ob des muntern, frohen, lebenslustigen Wesens der Wiener und besah mit Aufmerksamkeit das Interessanteste der großen Kaiserstadt — während andere Handwerker in Schenken und Kneipen das vielleicht aus den Händen der Wohlthätigkeit empfangene Geldchen leichtsinnig wild verschlemmten. Heinrich konnte sich nicht satt sehen an den schönen Kirchen, Residenzen, Gebäuden, Strassen, Gärten, Anstalten, Klöstern 2c. der herrlichen Stadt. Besonders kamen ihm die Klöster sehr zu Nutzen. Mit reichlicher Gabe und freundlichen Worten beglückt, verließ der junge Mann stets ein solches Institut des Glaubens, der Wissenschaft, der Liebe — und wie froh war er darum, um nicht durch Noth gezwungen zu werden allerorts betteln zu gehen.

Wie dankte er Gott, der die Raben nährt und die Lilien kleidet für diese väterliche Gnade!

Nach etlichen Tagen fand Heinrich Arbeit. Er kam in das großartige Atelier eines Meisters, bei welchem bereits 35 Gehilfen standen; früh und spät wurde da gearbeitet; glänzend waren die Einnahmen, auch der Geselle bekam guten Lohn. — Heinrich lernte Vieles, sah Vieles, fand manches Angenehme: konnte sich aber dennoch nicht recht hineinfinden in diese neuen Verhältnisse. Er sah um sich soviele Beispiele des Leichtsinnes und der Genußsucht. — Von einem Vergnügen zum andern, von einem Genuße zum andern, von einer Unterhaltung zur andern zu eilen, — das fand er als leidige, Geld, Zeit, selbst Glaube und Tugend — zersplitternde Sitte seiner Umgebung. — Nie konnte sich Heinrichs Herz in diesem Getümmel zurecht finden: er war einsam unter Vielen.

Was von einem jungen und dabei lebensfrohen Manne unserer Tage nur selten gesagt werden kann, gilt von unserm Heinrich: er war nie ein rechter Wirthshausbürger gewesen. Stets hatten häusliche Freuden, Unterhaltungen im Kreise einer Familie ihm

mehr behagt, als Lärm, Trunk und Spiel in Gasthäusern. Er besuchte sie wohl auch um nicht allzusehr Sonderling zu scheinen an manchen Tagen; allein wenn er auch Theilnehmer war am Tische seiner Genossen, so war er doch nicht Theilnehmer ihrer Zotten und Possen, ihrer Unmäßigkeit, ihrer gemeinen Lieder, und ihres tadelhaften Benehmens: und sobald er konnte, trennte er sich aus ihrer Mitte, um in gewählterem Kreise besserer Menschen edlere Freuden zu genießen. — Unter Letztern hatte sich nach und nach eine Art Bildungsverein gegründet, der aus etwa zehn Gliedern bestehend, die Aufgabe hatte, Unterhaltung und Belehrung, Vergnügen und Nutzen der Mitglieder gleichmäßig zu fördern. Sie kamen etwa alle acht Tage zusammen; es wurde da gesprochen und gesungen, und stets mußte jeder irgend etwas Neues — z. B. eine Erfindung, ein Lied, eine interessante Begebenheit, der Gesellschaft zum Besten geben. Dabei ward vorhinein bemerkt, daß nie gegen Religions- und Kirchensachen lästernd oder schmähend gesprochen werden dürfe. Noch lange als Heinrich schon nicht mehr in Wien war, erhielt sich die Gesellschaft, wuchs

an Zahl ihrer Glieder und stand stets in ehrenhaftem Rufe.

Das Theater ward ihm sehr empfohlen; Heinrich besuchte es zuweilen, fand es aber bald nicht als eine heilsame Schule ächter Bildung, vielmehr unseliger Verbildung. Das Theater, wie es ist, mag seinen Vortheil haben; allein wenn man das kurze Vergnügen einerseits und den nicht selten daraus erwachsenden Schaden anderseits in die Wagschale legt, so findet sich als besser, selbes selten oder nicht zu besuchen. Sind wir denn nicht schwache Menschen? Müssen wir den ohnehin oft nur mühesam erstickten Brand der bösen Lust selbst in helle Flammen blasen? Ich dächte: Nein; und doch liegt in der Mehrzahl unserer dramatischen Vorstellungen nur zu viel Reiz zum Bösen. Er liegt im Stoffe und in der Form des Textes, in der Art der Darstellung, in den Theilnehmern, in Ort und Zeit ꝛc.

Freilich machen gerade auf den Wiener Bühnen die Darstellungen der herrlichen Dichtungen von Halm, Werner ꝛc. eine glückliche Ausnahme; aber nicht die Regel. Religion und Erziehungslehre sind nicht gegen Theater, wie sie sein sollen, als

Mittel zur Bildung für das Schöne und Gute und als Gelegenheiten anständiger Unterhaltung; wohl aber gegen die Theater, wie sie meistens, aber leider, sind.

Heinrich wurde nach und nach bekannter in der großen Stadt. Aber es fehlte seinem für Freundschaft so sehr offenen Herzen ein Freund, würdig dieses edlen Namens. Mit Verwunderung bemerkte er, wie seine Lebens- und Standes-Genossen von so vielen sogenannten Freunden umgeben waren; er konnte das nicht sagen. Sei nicht zu vieler Freund! hatte ihm noch seine an Erfahrung reiche Mutter gesagt; und er fand auch wie Recht sie hatte. Was waren auch diese sogenannten Freundschaften anders als Spiel- und Zechverbindungen, die über Nacht entstehen und vergehen und von denen man sagen kann:

„Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Dau'rt, wie selbst, nur Eine Nacht."

Heinrich aber wünschte sich einen Freund, der seines ganzen Vertrauens würdig wäre, fromm, aufrichtig und treu, der auch in harter Stunde mit

Rath und That ihm beistünde und der ihm auch seine Fehler nicht verhehlen würde.

Einen solchen hatte er in seiner Heimath verlassen, aber auf seinen Reisen nicht gefunden; Heinrich tröstete sich indeß dadurch, daß er zu sich selbst sagte: „Hab ich auch keine Freunde unter den Menschen, so hab ich meine besten Freunde an Gott und seinen Getreuen; des Himmels Freundschaft soll und wird mir die irdische ersetzen.“ — Uebrigens waren unserm Heinrich, ohne daß es der bescheidene Jüngling vermuthete, viele Herzen zugethan.

Zehntes Kapitel.

Aussichten in's Blaue und Grüne.

Fromm, fleißig, freundlich, folgsam, friedliebend zu sein — ist das fünffache Kapital einer christlichen Gattin.

Mitten in seinen Arbeiten, Sorgen und Hoffnungen trat eines Tages der Briefträger in das große Arbeitslokal, in welchem Heinrich beschäftigt war, fragte nach ihm und übergab ihm einen aus seiner Heimath kommenden Brief, der also lautete:

Mein lieber, theurer Freund!

Wenn Du auch in weiter Ferne weilest; tausendmal bin ich doch in Gedanken bei Dir. Ich und die Meinigen reden auch gar gerne davon, Dich, Du reiselustiger Geselle! in unsre Nähe zu bringen. Der Mensch denkts, Gott lenkts. — Jetzt höre, scheint das Ding zu gelingen! Dein ehemaliger Lehrmeister, der wackere Mann, ist gestorben. Kinder hatte er, wie Du weißt, nicht und seine Wittwe will ihr Geschäft lieber unter annehmbaren Bedingungen abgeben, als es durch fremde Leute betreiben; denn — sagte sie — dabei kommt nichts her-

aus. Ich beeilte mich nun, in Deinem Namen mit ihr zu unterhandeln und ich denke Du wirst zufrieden sein mit dem Ergebniß meiner Vorschläge. — Komm also recht bald in die Arme Deines für Dich wie für sich selbst besorgten

aufrichtigen Freundes und zukünftigen Nachbars

den 3. August 1836. Johann Heckel.

Nach einiger Pause sprach Heinrich: Das kostet nun wohl Nachdenken. — Also heirathen und Meister werden könnt' ich und ich will's nicht verbergen — wünscht ich auch. Aber wie geh' ichs an? da brauch ich erstlich die für einen Meister zur glücklichen Führung des Geschäfts nothwendige Geschicklichkeit. — Sodann brauche ich eine treue und fromme Gattin; find' ich die? Sofort ein nicht gar geringes Capitälchen zur Uebernahme und zum Beginn des Geschäftes und wer gibt mir das? — —

— — Die bald einbrechende Nacht gab seinen Betrachtungen ungestörten Spielraum. Er begann sie aber mit herzlichen Bitten zu Gott um Weisheit und Rath; denn alles Wichtige soll ein Christ mit Gott beginnen, fortsetzen und vollenden. Indem er denn so bei sich selbst seine Gedanken machte, glaubte er, in

Hinsicht des erstes Punktes, die nothwendige Geschicklichkeit zu haben. Um so mehr beschäftigte ihn die Wahl einer Gattin. Er verhehlte sich nicht, wie wichtig diese Wahl sei für Zeit und Ewigkeit. Uebrigens hatte er die schöne, fromme Ueberzeugung, daß man hier nicht so sehr suchen, als vielmehr Gott sie finden lassen müsse.

Leibliche Schönheit allein bestimmte unsern Heinrich nicht. Er war kein Lüstling, der nur Befriedigung suchte für seine Sinne. Er kannte ihre Hinfälligkeit, Nichtigkeit und Verführung. Er kaufte kein Buch des Einbands wegen, um so weniger wählte er eine Gattin bloß um ihrer Schönheit willen. — Reichthum allein bestimmte ihn auch nicht; ein ökonomisch reich bestelltes Hauswesen war nicht der höchste seiner Wünsche. Er hatte Genügsamkeit und Zufriedenheit schätzen und üben gelernt. Auch sogenannter Rang bestimmte ihn nicht; oft führen diese Glasperlen an Denen, die sie tragen, zumal weiblichen Personen, ein verzogenes, anmassendes, unerträgliches Benehmen mit sich, das jede Herzensfreude zwischen Gatte und Gattin stört und leicht zerbricht.

Alle diese und ähnliche Dinge schätzte Heinrich, aber nur als Güter des untergeordneten

Ranges, als nicht zu verschmähende Beigabe. — Vielmehr hatte er Bedürfnisse des Herzens, Pläne für bleibend wahres Glück in Zeit und Ewigkeit. Heinrich war auch der richtigen Ansicht: daß Witz, Feinheit und hohe Bildung des Geistes, Gesang und Spiel, feine Arbeiten und eine auf die künstlichen Schrauben sehr entbehrlicher Kokketterie gestelltes Benehmen — von Seite des Weibes — noch keinen Mann beglückt, Viele aber schon unglücklich gemacht haben. Was der edle, verständige, tüchtige, junge Mann suchte, war: Frommer Sinn, Reinheit des Herzens und Lebens, Demuth und Bescheidenheit, Nachgiebigkeit und Schweigsamkeit, Fleiß und Geschick im häuslichen Berufe, Ordnungsliebe und Reinlichkeit, Sparsamkeit ohne Geiz und mit Wohlthätigkeit verbunden, Lust und Talent für treue Pflege und Erziehung der Jugend. — Ist es ja doch Beruf einer Gattin und Mutter, nach Gott ganz ihren Kindern und ihrem Manne zu leben — und wehe einer Familie, in welcher es die Mutter nicht also macht! — Woher auch so viele unglückliche Ehen in unsern Tagen? Der Grund liegt nicht selten im Abgange obgenannter Eigenschaften von Seite

des weiblichen Geschlechtes. Es fehlet namentlich in der Erziehung der Mädchen, von denen die Einen ganz verwahrloset, Andere überbildet, Andere mißbildet werden — zum Verderben Vieler!

Von solchen und ähnlichen Gedanken durchdrungen wurde es ihm recht schwer, zu wählen und zu finden. Müde schlief er ein. — Wie wenn es ihm Jemand ins Ohr gelispelt hätte; es war am Morgen des andern Tages nach verrichtetem Gebete, sein erster Gedanke und sein erstes Wort: Maria.

Das früher in seinem Herzen lebende, dann mit Muth nnd Ernst zurückgedrängte Bild der freundlichen, frommen, fleißigen und folgsamen Tochter seines Meisters Ellio, eben derselben, die in seiner Krankheit um ihn so herzlich und thätig besorgt war, das Bild dieses herrlichen, zur Jungfrau schön und keusch herangeblühten Mädchens, — es stand wie mit einem Zauberschlage vor den Augen seines träumerisch erfreuten Gemüthes. —

Aber ist sie auch so geblieben, wie sie gewesen? Dies ein neues Bedenken, das er aber dadurch zu heben beschloß, daß er alsogleich an den Herrn Pfar-

rer ihres Ortes schrieb, ihm seine Gedanken kund gab und seinen Rath sich erbat.

Er gestand nun auch seinen Meistersleuten sein Vorhaben, sie billigten es und wünschten ihm Glück. — Nicht so ganz herzlich that Letzteres Blanka, des Meisters Bäschen und da zu Hause. — Sie fand es sehr tadelnswerth, daß Heinrich nicht zuerst um ihre Hand geworben hatte und ließ es sich wohl auch merken; ja sie steckte es selbst hinter ihren Vetter, den Meister und ließ Diesen für sie reden — für sie um den ihr gefälligen jungen Mann werben. — Heinrich antwortete mit aller Bescheidenheit. „Soweit, sagte er, hätte er nicht gewagt seine Augen zu erheben. — So feine Händchen, so eine zarte Lebensweise dürfe seine Frau nicht haben. In Kost, Kleidung und Vergnügen könnte er sie nie halten, wie sie es bisher gehabt. — Er wünsche auch lieber eine Person, die noch keines andern Mannes Bild in der Seele getragen; Blanka aber — meinte Heinrich — habe wohl schon deren Viele in ihrem Netze gehabt und schon vielfachen Umgang gepflogen. Verstimmt durch solche Entgegnungen erinnerte ihn die Meisterin auch an Blanka's bedeutendes

Vermögen, welches ihm als Anfänger gewiß erwünscht sein dürfte, da das Wenige, das er sich hatte ersparen können, doch nicht ausreichen werde, ein solches Geschäft zu übernehmen.

„Ganz wahr!“ sagte Heinrich; „aber ebendeßhalb könnte eine so theure Frau nur noch theurer zu stehen kommen“, und suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken.

„Ja“ — sprachen jetzt der Meister und die Meisterin: „Sie werden eben schon gewählt haben — die Hand, die sie brauchen.“ — „Nicht doch“ — erwiederte Heinrich — „ich habe gedacht zu wählen, bin aber noch frei in jeder Weise und kann so nach bester Ueberzeugung handeln.“ Noch etliche Tage vergingen, da kam ein Brief vom Herrn Pfarrer Mariens' an Heinrich, also lautend:

Mein Lieber!

Das schöne Zutrauen, das Sie in mich gesetzt haben, ehrt und erfreuet mich sehr. Ich bin neu gestärkt in der frohen Hoffnung, daß ich und meine Gemeinde an Ihnen einen recht braven Bürger gewinnen werden. Das Gebet und gute Beispiel

Ihrer lieben, mir nicht unbekannten, sel. Eltern, es hat an Ihnen köstliche Früchte getragen. —

Um Ihnen meine Gedanken über die mir vorgelegten Fragen kund zu thun, sage ich Ihnen: Maria ist noch wie einst und immer: ein Muster eines achtungs- und liebenswürdigen Mädchens. Sie ist, so viel ich weiß und glaube, rein an Leib und Seele; betsam, arbeitsam, duldsam; gehorsam ihren Eltern und geschickt in Allem, was Sie von ihr erwarten. Sie ist dabei so anspruchlos und bescheiden, als wäre sie die geringste. — Man hat ihr schon mehrere Parthieen angetragen; sie schlug selbe aus; der Himmel scheint sie Ihnen bestimmt zu haben.

Als Geistlicher mische ich mich zwar in der Regel nicht in solche Dinge; diesmal aber glaubt' ich eine Ausnahme machen zu sollen. Mein Rath ist: Sie wählen gut, wenn Sie Maria ehelichen. Kommen Sie daher bald und vermehren Sie die leider kleine Schaar frommer Christen und glücklicher Eheleute! Der Himmel geleite Sie mit seinem Segen. Sie werden an mir stets finden

einen redlichen und aufrichtigen Freund

Fidelis.

Das wars was Heinrich noch erwartet hatte.

Eilftes Kapitel.

Das Ziel.

„Nach Gottes Gebot und mit seinem Segen
Wandle getrost auf des Lebens Wegen!“

Nun trieb und drängte es ihn sehr zum erwünschten Ziele zu kommen. Er nahm also mit freudig schlagendem Herzen sein mit lauter guten Zeugnissen versehenes Wanderbüchlein, schnürte abermals sein Ränzchen, eilte in das Haus seines treuen Freundes, begann die Unterhandlung, ward bald einig, erhielt nach glücklich bestandener Prüfung und nach gesetzlicher Erfüllung anderer Bedingungen die nothwendige obrigkeitliche Erlaubniß und — eilte in's Haus seines Meisters Ellio.

Welch ein frohes, freudig überraschendes Wiedersehen war dieses! Mit Anstand bekannte Heinrich den Zweck seiner Herreise, Maria stimmte gerne ein, und Vater und Mutter legten unter freudigen Thränen ihren Segen auf diesen Bund ihrer Herzen!

Nun wurden die nothwendigen Zubereitungen im Hause der Braut getroffen, während Heinrich in seine alte und nun wieder neue Heimath eilte, das Nöthige zu bereiten.

Vater und Mutter führten dann die ihrer würdige Tochter ihrem Bräutigam zu und es sahen Nachbaren, Freunde und Feinde ein Brautpaar, wie sie nur selten zu sehen sind.

Es war ein erfreuender Anblick, dieses einfach aber geschmackvoll gekleidete Paar zur Kirche wallen zu sehen, um den Segen Gottes und seiner heil. Kirche zu empfangen. —

Im Brauteramen hatten Beide gezeigt, daß sie ihre heil. Religion, deren Wahrheiten und Pflichten kennen und lieben; mit heil. Andacht hatten sie die heil. Sakramente der Buße und des Altars empfangen. — Auch böse Zungen, die sich gerne an das schmähliche Geschäft machen, bei solchen Gelegenheiten ihren Geifer auszulassen, verstummten bei dem allgemeinen Lobe der Rechtschaffenen, die wie aus Einem Herzen sprachen: Diese Ehe ist im Himmel geschlossen!"

Nicht mit lärmender Lustbarkeit wollten die be-

glückten Brautleute diesen heiligen Tag feyern; sie begingen ihn mit Andacht und heiliger Freude, im Kreise trauter Herzen, besuchten gemeinsam Abends die Kirche, labten etliche Arme und zeigten, wie Christen Hochzeit halten sollen.

Der Herr Pfarrer gab ihnen zum Andenken Goffine's Unterrichts- und Erbauungsbuch und schrieb vorne hinein folgende Worte:

„Gott segne das geschloss'ne Band
Am heiligen Altar;
Und leit' mit gnadenreicher Hand
Dich neues Ehepaar!

Die Braut sei milde, wie ein Lamm,
Unschuld in Wort und That;
Mit Liebe führ' o Bräutigam!
Sie auf dem Lebenspfad.

Dann spende Gottes reiche Huld
Viel Segen Eurer Eh',
Stärk Euch mit Trost und mit Geduld,
Wenn Euch betrübt ein Weh!

Gott laß Euch fromme Kinder blüh'n;
Die Euch noch spät erfreu'n,

Laß Euch sie christlich auferzieh'n,
Sie fromm wie Engel sein.

Mit seiner Gnade krön' er Euch,
Gott schenk' Euch viele Jahr',
Und ruf' Euch einst in's Himmelreich; —
Euch liebes Hochzeitpaar!"

G. s. J. Chr.!

Zwölftes Kapitel.

Gute Bäume bringen gute Früchte.

Heinrich und Maria waren nun im Ehestande. Sie hatten Beide den Entschluß gefaßt, nicht durch Leichtsinn oder Pflichtverletzung die Zahl der unglücklichen Ehen zu vermehren; sondern durch fromme treue Liebe einander zu beglücken.

Beide hatten sie ja des Lebens Last und Hitze fühlen gelernt; sie waren gefaßt und geübt in Kreuz und Trübsal; bescheiden im Glück und genügsam mit dem, was Gottes Hand ihnen gegeben. —

Allgemach ging bei Heinrich das Drechslergeschäft voran; Maria, seine Gattin besorgte mit Freude und Geschick ihr Hauswesen; vom Kleinen ging's zum Größern, vom Guten zum Bessern. —

Heinrich war nie Spieler gewesen und wurde es nie; hatte nie im Trunke viel verbraucht und blieb stets bei dieser edlen Enthaltsamkeit. Schon dieses kam dem jugendlichen Hauswesen sehr zu Statten.

Heinrich und Maria liebten einander mit herzlicher Güte und Treue; eines that, was es dem andern an den Augen ansah und sie hatten nie Ursache ihre Wahl zu bereuen. — Heinrich behielt auch jetzt seinen heitern Sinn, der ihn allenthalben beliebt machte, und wo er immer etwa sein Glas Bier trank, gerne andere Bürger um ihn sammelte. — Ohnehin suchte er, soviel er konnte, mit allen Menschen im Frieden zu leben.

Es wuchs die Zahl seiner Kunden, daher auch die seiner Gesellen; Heinrich war aber stets der fleißigste Arbeiter aus Allen. Jeder Geselle schätzte sich auch glücklich, bei diesem Meister Arbeit zu bekommen. Er wußte, daß er da in Kunst und Fertigkeit viel gewinnen, dabei eine liebreiche Behandlung haben werde.

Heinrichs und Mariens friedliches frommes Beispiel hatte auch auf mehrere andere Eheleute, die früher minder glücklich mit einander gelebt hatten, segensreichen Einfluß. Manche wurden beschämt — und begannen zur frühern Liebe zurückzukehren. — In Gebet und Arbeit wirkten Heinrich und Maria im Geiste ihrer christlichen Eltern. Nach einem Jahre spielte

ein holder Knabe auf Mariens Schooße. Derselbe erhielt in der heil. Taufe den Namen Anton. — Freund Johannes und seine Gattin waren Pathen.

Die Familie zählte nun 3 Köpfe und es wurde ihre Zahl bald noch mehr. Ein Jahr darauf begrüßte abermals ein Söhnchen Carl, den frommen Kreis dieser Christenfamilie und Sophie, ein tröstliches Abbild ihrer holden Mutter beschloß den Jugendsegen dieser Ehe.

So mehrten sich Geschäfte und Sorgen, aber auch Freuden und Tröstungen. — Sie dankten Gott für diese Mehrung ihres Geschlechtes und wollten nicht säumen, diese Menschenkeime zu braven Menschen und Christen zu bilden. —

Die Erziehung war einfach und glücklich nach dem Beispiele ihrer Eltern. Lohn und Strafe, Milde und Strenge, Wort und That gingen Hand in Hand, der Blick des Vaters sprach still ebenso wie das Wort der Mutter. Als die Kinder zur Schule kamen, verbanden sich die Eltern mit Lehrern und Lehrerinnen zum Heile der Kinder.

Es gibt thörichte Eltern, die statt für, — meistens gegen die Lehrer wirken und so verderben,

was sie gut machen; die den Lügen, Klagen und Entschuldigungen ihrer verzogenen Kinder Recht geben, und so sich und der Menschheit mit sündhafter Blindheit Ruthen binden; von der Zahl solcher Eltern — waren aber Heinrich und Maria nicht; sie sahen mit Schrecken die Früchte jener verkehrten Sitte. Die 2 Knaben und das Mädchen wurden stets zur Thätigkeit gewöhnt; Murren, Lügen, Widersprechen, Zornighinbrüten und Müssiggehen — wurden nie geduldet.

Als nach rühmlich vollendeten Werktagsschulen Anton studiren, Carl aber dem Geschäfte des Vaters sich widmen wollte und Beide zu Beidem Talente und Freude hatten, widerstanden die Eltern nicht. Es geschah also. Anton durchlief mit Glück die Bahn der Studien und trat in den geistlichen Stand. Nicht aus Zwang oder Mangel an andern Aussichten, sondern aus freier Wahl trat er diesem Stande bei.

Carl war indeß Lehrjunge und Geselle geworden, dann zum Militär gekommen, hatte sich aber durch seine technische Geschicklichkeit, durch Fleiß und Treue

im Dienste und durch sein musterhaftes Benehmen bis zum Offizier emporgeschwungen.

Sophie blühete wie eine schöne Rose im Hause ihrer Eltern; das edle Mädchen hing mit Leib und Seele an ihrer Mutter Maria. Dabei hatten die verständigen Eltern es dahin gebracht, daß sie das Vertrauen ihrer Kinder im schönsten Sinne des Wortes besaßen. Letztere gestanden ihnen alle Wünsche und Pläne ihres Herzens; Vater und Mutter waren stets ihre besten Freunde; gewiß gleichviel Ehre für Eltern und Kinder. —

Vater Heinrich war indeß den fünfziger Jahren entgegengeeilt; einige Jahre jünger war Maria. Mutter Maria konnte den größten Theil in Besorgung des Hauswesens getrost der Hand, dem Herzen und dem Verstande ihrer allgemein geachteten Tochter Sophie anvertrauen.

Mit Freude und Ruhe blickten die Eltern zurück auf ihre verlebten Tage, des Guten Vieles hatte ihnen Gottes Huld bereitet; doch auch in harten Stunden hatte ihr Herz Gottes Weisheit und Güte verehrt. Sie trugen aber Beides miteinander; Gott gab Gnade, Geduld und Gedeihen und ihre Kinder

waren ihr größter Reichthum, ihre schönste Freude. Nun sahen sie einem recht schönen Tage entgegen — Antons Primiz. Schon lange sprach man von diesem schönen Feste. Sophie hatte bereits mit ihren Freundinnen ein schönes Chorkleid dem neugeweihten priesterlichen Bruder kunstvoll gefertiget. — Endlich kam er und stand als Priester am Altare: Herr Pfarrer Fidelis hielt die Primizrede mit einem Feuer der Begeisterung und jugendlicher Kraft, wie man sie nicht mehr vom 70jährigen Greise vermuthet hätte.

Des Priesters Würde und Bürde — war der Gegenstand seines Vortrages. Er schilderte die hohe Aufgabe des katholischen Priesterthums, was es sei und solle und wolle nach dem Willen Gottes und der heiligen katholischen Kirche; besprach den großen Segen, den dieser mit Unrecht so verhaßte Stand der Menschheit gebracht und den Undank den er zu erndten pflegt; die Mühen, Gefahren, Sorgen, Kämpfe nnd Entbehrungen des Priesters; handelte aber auch von des Christenvolkes heiligen Pflichten gegen seine Priester und Seelsorger.

Mit Aufmerksamkeit und Ruhe wurden des grei-

sen Priesters gewichtige Worte gehört; so manches schiefe Urtheil mußte einer bessern Ueberzeugung Platz machen; manches Auge schwamm in Thränen. Ein einfaches Familienmahl im Pfarrhause schloß die Feier und Anton reisete alsbald an den Ort seiner Bestimmung. Carl nahm mit ihm vom Elternhause kurzen Abschied, um bald wieder zu erscheinen.

Vater Heinrich hätte es nun bald gerne gesehen, wenn er einem seiner Söhne sein Geschäft, das wohl bestellte, hätte übergeben können. Allein Anton war Priester; Carl, Offizier. Er gedachte also seine Tochter zur Erbin desselben zu machen, und wünschte ihr längst im Stillen einen christlich guten Gatten. Ebenso dachte Maria seine Gattin. Mehrere rechtschaffene Bürgerssöhne hatten auch bereits um Sophiens Hand geworben. — Sophiens Eltern theilten ihr stets solche Anträge mit, thaten ihr nie einen Zwang an und verbanden aber damit stets ihren guten Rath und der war für Sophie Befehl. So sehr es sie begeisterte, einem frommen, weisen, schützenden und liebenden Manne einzig und untrennbar anzugehören, und mit ihm vereint dem Herrn zu leben, zu beten, zu ar-

beiten, zu dulden und das ewige Leben zu gewinnen; so hatte sie doch ihre Wahl in die Hände ihrer lieben Eltern gelegt, und sie hatten dies schöne Vertrauen nicht zu bereuen. Wie eine gute häusliche Erziehung überhaupt stets die beste ist, so hatte auch Sophie sich an der Seite ihrer Mutter zu einem vor Gott und der Welt tüchtigen Mädchen herangebildet. Sie wußte, dachte, redete, handelte, was und wie sie sollte. Ihr Wunsch war: sich zu verehelichen; aber nur dann, wie und wann es Gott fügte und wollte. Sie war nicht verehelichungssüchtig, sich zur Schau stellend oder vordringend. Gottes Wille, der Rath ihrer Eltern und ihr Gewissen waren ihre drei Leitsterne in der Wahl eines Berufes.

Da fand sich ein junger Mann, Otto, den sie und ihre Eltern mit Grund und Recht lieb gewannen; ein Mann in Sinn und Wandel, Kunst und Betragen dem Vater nicht unähnlich. Otto war so glücklich, Sophiens Herz und Hand zu gewinnen. —

Inzwischen hatte auch Carl, Offizier in einer etwa 15 Stunden entfernten Garnisonsstadt

seinen Eltern ein edles Mädchen als seine Braut zugeführt und Anton kam, um den Doppelbund zu segnen.

Das war nun wieder ein recht schönes Fest — das letzte große Familienfest für Vater Heinrich und Maria; Carl und Amalie; Sophie und Otto; und Bruder Anton.

Mit kindlicher Freude und Liebe schlossen hier Alle neuerdings den schönsten Bund zärtlicher Freundschaft. Alle waren Eins in Herz und Seele; eine Frage ausgenommen, die nämlich: Wer so glücklich sein sollte die greisen Eltern zu sich nehmen zu dürfen. Da zog aber der geistliche Stand hin. Anton bekam von seiner geistlichen Oberbehörde, welche fromme Bitten gern erhörte, einen solchen Seelsorgsposten, auf den er seine lieben Eltern zu sich zu nehmen im Stande war. Das entschied, und mit ihm zogen seine Eltern.

Carl brachte es noch bis zum Hauptmanne, und überraschte einmal seine Eltern und Geschwister recht angenehm in diesem neuen Range.

Otto und Sophie lebten froh und zufrieden in ihrem Hause und für ihre Pflichten. Weil der El-

tern guter Geiste sie angenommen, ruhte auch auf ihnen des Himmels Segen. Anton aber drückte seinen Eltern die Augen zu; sie starben bald nach einander, unzertrennlich selbst im Tode. — Voll Schmerz versammelten sich abermals Heinrichs und Maria's Kinder mit ihren Kindern und deren Enkeln, um ihren lieben Eltern und Großeltern die letzte Ehre zu erweisen, versprachen sich gegenseitig stete Liebe, und nahmen sich vor, alle 6 Jahre zusammen zu kommen, zum Nutzen ihrer lieben Eltern zu beten, das heilige Opfer für sie entrichten zu lassen und ihnen in Wort und Leben Ehre zu machen.

Sie verbanden und versprachen gegenseitig, jedes nach seinem Stande, recht und gerecht zu leben als Beispiele guter Christen, im Lehr- Wehr- und Nähr-Sande.

Endlich wählten sie sich alle Ein Familiengrab, um zuerst im Grabe, dann in der Ewigkeit wieder vereint zu werden; und sie haben bis zum heutigen Tage ihre heiligen Vorsätze gehalten. —

tern guter Geiste sie angenommen, ruhte auch auf ihnen des Himmels Segen. Anton aber drückte seinen Eltern die Augen zu; sie starben bald nach einander, unzertrennlich selbst im Tode. — Voll Schmerz versammelten sich abermals Heinrichs und Maria's Kinder mit ihren Kindern und deren Enkeln, um ihren lieben Eltern und Großeltern die letzte Ehre zu erweisen, versprachen sich gegenseitig stete Liebe, und nahmen sich vor, alle 6 Jahre zusammen zu kommen, zum Nutzen ihrer lieben Eltern zu beten, das heilige Opfer für sie entrichten zu lassen und ihnen in Wort und Leben Ehre zu machen.

Sie verbanden und versprachen gegenseitig, jedes nach seinem Stande, recht und gerecht zu leben als Beispiele guter Christen, im Lehr- Wehr- und Nähr-Sande.

Endlich wählten sie sich alle Ein Familiengrab, um zuerst im Grabe, dann in der Ewigkeit wieder vereint zu werden; und sie haben bis zum heutigen Tage ihre heiligen Vorsätze gehalten. —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hörmann, Leonhard

Heinrich, oder 'Der Mensch denkt's und Gott lenkt's' eine Geschichte aus neuerer Zeit für die reifere Jugend und die gesamte edlere Lesewelt ; mit einem Stahlstiche

Augsburg 1848

Paed.pr. 2321#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760568-2